Die

Komödianten des Lebens.

Roman

von

Maurus Jókai.

Vom Verfasser autorisirte deutsche Original-Ausgabe.

Erster Theil.



Berlin, 1876.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt des ersten Theils.

Was zwei Mädchen mit einander plaudern.

„Du, Livia, ich fürchte, bis wir diesen Altarteppich fertig bringen, werden wir Beide grau.“

„Wir haben ein schwieriges Muster gewählt. Die Stickerei „à la Gobelin“ erfordert Zeit.“

„Oder es heirathet uns bis dahin Jemand.“

„Da wir ihn aber einmal angefangen haben, müssen wir ihn nun auch vollenden.“

„Höre, Livia ich werde nicht zugeben, daß Du Dich verheirathest, so lange ich unvermählt bin.“

„Nein, Prinzessin.“

„Daß ich doch endlich einmal ein „Nein“ von Dir höre; obgleich es eigentlich auch nur die Umschreibung eines „Ja“ ist. Weißt Du auch, daß Du die Schuld trägst, daß ich so unausstehlich bin?“

„Ich weiß weder von dem Einen, noch von dem Andern.“

„Der fortwährende Umgang mit Dir hat mich dermaßen verwöhnt, daß ich kein anderes weibliches Wesen um mich leiden mag. Ich finde die jungen Mädchen sammt und sonders überaus häßlich. Du allein bist schön.“

„Schön, wenn ich allein bin.“

„Du sollst meine Worte nicht verdrehen, sage ich Dir! Du bist eine ideale Schönheit. Rabenschwarzes Haar und dazu dunkelblaue Augen. Man kann ein ganzes Land durchforschen, ohne Aehnliches zu finden. Diese stets lächelnden, feingeschnittenen Lippen! Selbst wenn sie Zorn ausdrücken wollen, zeigen sie nur eine Nuance von Lächeln. Und dann diese herrliche, reine, blendend weiße Stirn. Wie gut thun doch die anderen Frauen daran, das Haar à la Hirtenbube über die Stirne herabzuziehen, und so den einzigen Reiz zu verdecken, den selbst eine Frau an der anderen schön findet. Deine Stirne gemahnt mich immer an das Gebetbuch meiner Großmama, dessen Elfenbeindeckel ich mit so viel Andacht zu küssen pflegte, obgleich ich nicht verstehe, was darinnen steht, denn es ist Latein; aber ich weiß, daß Alles heilige Schrift ist.

„Es ist nur Ihr gutes Herz, Prinzessin, welches Sie all' dies an mir finden läßt.“

„Ich lobe Dich auch deshalb so gerne, weil dies das einzige Thema ist, welches Dich zu reizen vermag, mir zu widersprechen. Durch Lob allein kann ich jederzeit sicher

sein, Dich böse zu machen. Und wie gut bist Du selbst dann, wann Du zürnest! Du machst niemals Gebrauch von der Waffe, mit der Du mich wieder ärgern könntest; Du giebst mir das Lob nicht zurück. Ein anderes Mädchen würde mit flötender Stimme erwidern: „Ach, was bin ich im Vergleich zu Ihnen, Prinzessin!“ Hah, mit Nadeln zerstechen könnte ich jede Zunge, die es mir in's Gesicht sagt, daß ich schön bin. Ich weiß es ja ohnehin! Ich habe ja meinen Spiegel, ich habe Augen, mich zu sehen. Mein Wuchs ist hoch und plastisch; meine Schultern, meine Arme sind vollgerundet; meine Züge sind regelmäßig, mein Teint ist weiß und frisch geröthet, meine Lippen sind voll, meine Zähne blendend weiß und tadellos: meine Augen sind nicht klein und haben Stolz und Feuer; wenn ich mein Haar aufrolle, fällt es mir bis zu den Knieen nieder; es schimmert goldig blond selbst ohne Sonnenstrahl. Das sind denn doch der Schönheiten genug. Wenn ich mir selber nun aber durchaus nicht gefalle!“

„Was ist es denn aber, Prinzessin, was Ihnen an Ihnen selber nicht gefällt?“

„Vor allem meine Gestalt. Warum muß ich denn so hoch aufgeschossen sein! Bin ich denn zu einem Bildhauermodelle gewachsen? Ich sehe allen Leuten über die Köpfe hinweg; andere Frauen müssen sich auf einen Schemel stellen,

wenn sie mit mir reden wollen. Warum bin ich nicht lieber klein, schmiegsam, lebhaft und beweglich? Und dann mein Haar! Das kann ich vollends nicht ohne Schauder ansehen. Warum muß es gerade blond sein? Da wäre mir doch noch lieber, es wäre roth! Und wenn schon mein Auge schwarz ist, warum nicht auch das Haar? Ich hätte gute Lust, der Vorsehung einen Prozeß zu machen; wenn sie mir schon blondes Haar gegeben hat, warum nicht wenigstens auch blaue Augen dazu?"

„Das Resultat dieses Prozesses gegen die Vorsehung könnte am Ende sein, daß Sie aussehen würden wie Baronesse Pompeia Falbenheim."

„Hahaha! Das ist ein köstlicher Einfall, Livia. Die Falbenheim ist wahrhaftig eine wunderliche Erscheinung. Ein junges Mädchen, dessen eines Auge blau, das andere schwarz ist!"

„Und dazu das Haar! Weder blond, noch schwarz, noch roth, sondern weiß!"

„Es scheint nur von ferne und bei Lampenschein weiß, daß man glauben möchte, man sehe ein junges Mädchen vor sich, welches ergraut, oder eine Albina ist, oder eine Rococoperücke trägt; in der Nähe und bei Tag gesehen, hat es eine gewisse blasse Nuance von Blond: eine Art von Silberblond. Und wie die Männer für sie schwärmen! Wenn Du das sehen würdest! Alle Welt ist vernarrt in

sie. Deshalb möchte ich aber doch weder das Gesicht, noch das Haar, noch die Augen mit ihr tauschen. Mir wäre der Gedanke unerträglich, das irgend Etwas an mir ungleich sei, daß man, wenn man mir aus nächster Nähe in's Auge sieht, niemals solle wissen können, woran man mit mir eigentlich ist. Denn wenn man Jemandem aus der Nähe in's Gesicht schaut, kann man immer nur ein Auge auf einmal sehen, vorausgesetzt, daß der Betreffende, der uns ansieht, nicht schielt. Schaut man nun der Falbenheim in das blaue Auge, so spricht ein heiteres, offenes, ehrliches Gemüth aus demselben; blickt man ihr aber in das andere, in jenes schwarze Auge — da sitzt ein hinterlistiger, falscher, verführerischer Dämon darin. Mit dem einen Auge zieht sie an, mit dem anderen stößt sie ab. Und eben so trügerisch ist auch ihr Haar. Aus der Ferne gesehen das Haar einer frommen Matrone, in der Nähe das einer Loreley. — Ich fürchte mich vor diesem Mädchen! Ihr Gemüth bezaubert und unterjocht. Gleich bei der ersten Begegnung wurden wir Du und Du mit einander. Sie elektrisirt mich, wenn ich mit ihr spreche; ich fühle mich gezwungen, heiter zu sein, wenn ich mit ihr beisammen bin. Ich bin neidisch auf sie; ich beklatsche sie, daß sie so ausgelassen, flatterhaft und kokett ist, und ich gräme mich gleichwohl, daß ich nicht ebenso zu sein vermag. Als wir zuletzt zusammen waren, küßte sie

mich beim Abschiede auf das Auge; die Stelle brennt mich seither ohne Unterlaß. Komm, lege mir Deine Lippen auf das Auge, küsse mir den Zauber davon, oder das Gift, oder was sie mir sonst darauf zurückgelassen haben mag, Dein Kuß wird mich heilen."

„Prinzessin, Sie überschätzen mich."

„Nicht doch Livia. Deine lieblichen Lippen sind mir schon oft heilsam gewesen: bald durch ein kluges, sanftes Wort, bald durch ein schweigendes Lächeln, das ich ganz wohl verstand. Nicht das ist das Schöne an Dir, was mit Augen zu sehen ist, sondern Dein köstliches Gemüth. So viele ich der Geschöpfe unseres Geschlechts kenne, sie sind alle „Damen" in der schlimmsten Bedeutung des Wortes; Du allein bist Dasjenige, was da ideal ist in dem Begriffe „Weib." Du bist geduldig, gleich einem Engel; Du verstehst es, lächelnd zu leiden wie ein Märtyrer; Du bist sorgsam wie eine gute Mutter, treu wie eine Gattin, gehorsam wie ein Kind; und Diejenige, an welche Du so viele Güte verschwendest, ist Dir doch weder Gatte, noch Mutter, noch Kind, sondern blos eine Freundin."

„Ach Prinzessin, erlauben Sie mir, Ihre Hand zu küssen. Ein guter Gatte, ein gutes Kind, eine gute Mutter sind köstliche Schätze auf Erden, doch ein seltenerer Schatz

als diese alle ist eine gute Freundin. Und eine solche sind Sie mir stets gewesen, von meiner Kindheit an."

„Warum kennt doch mein Herz nicht gleichfalls alle diese guten Regungen und Gefühle, die in dem Deinen wohnen?"

„Es sind das Eigenschaften, Prinzessin, wie sie für meine Lage passen. In Ihrer Stellung wären sie keine Tugenden, sondern Schwächen; Sie haben andere Eigenschaften; und auch diese sind idealisch bei einem Weibe."

„Ich weiß das, Livia. Doch so wie ich es nicht liebe, meine körperliche Schönheit rühmen zu hören, so berührt es mich noch weit unangenehmer, wenn man meiner geistigen Vorzüge Erwähnung thut. Ich bin unzufrieden mit Allem, was ich empfinde, was ich weiß, was in meinem Herzen lebt, was ich gelernt habe, mit allen meinen Neigungen und Leidenschaften. Ich liebe mich selber nicht!"

„Ist es denn möglich, daß Jemand, den Jedermann liebt, sich selbst nicht liebe?"

„Ob mich Jedermann liebt, weiß ich nicht. Viele sagen es zwar, doch ich glaube es Wenigen. Aber daß ich meinerseits nur wenige Menschen liebe, das ist gewiß, und daß ich unter diese Wenigen mich selber nicht zähle, das hat seinen Grund. An Menschen, die ich genau kenne, sehe ich alle ihre Fehler; der urtheilende, forschende Geist ist stärker in

mir als Anhänglichkeit und Instinkt. Ich liebe meinen Vater mehr als meine Mutter; das ist ein Mangel an kindlicher Naivetät, wie sie meinem Alter geziemen würde. Ich weiß die Eigenheiten meiner Eltern zu beurtheilen und forsche dann nach denselben in meinem eigenen Innern. Von meinem Vater habe ich die Eigenheit geerbt, eine gute Eigenschaft, die ich an mir inne werde, zu verbergen, damit sie ein Anderer doch ja nicht gewahre, und wenn ich etwas Gutes thun will, es so heimlich zu thun, daß ich ja nicht dabei betreten werde. Und noch etwas Anderes habe ich von ihm überkommen, was ich Dir später beichten will, Du meine kleine Priesterin; lass' mich's nicht vergessen. Von meiner Mutter aber habe ich die Zweifelsucht geerbt, das Mißtrauen gegen Jedermann, sogar gegen mich selber, Ich glaube mir selber nicht, ich traue keinem Andern. Während ich an diesem Altarteppich sticke, sage ich zu mir selber: „Damit willst Du Dich nun einschmeicheln beim himmlischen Vater.“ Schicke ich einer armen kranken Wittwe ein Mittagessen, so sage ich mir: „Damit gedenkst Du nun den lieben Gott herumzukriegen, daß er Dir irgend einen Wunsch erfülle.“ Wenn ich zum Gebet hinkniee, so ist mir, als ob ich Komödie spielte, und ebenso ergeht es mir, wenn ich meine Mutter küsse. Und ich habe doch den besten Willen, andächtig zu sein, zu lieben: aber ich traue meinem eigenen

Herzen nicht. Ich wollte, ich hätte Leidenschaften, wie andere Frauen sie haben, Leidenschaften, die uns entweder glücklich oder unglücklich machen; ich habe nur Wünsche, die unerfüllbar sind. Ich möchte aus eigener Kraft Etwas sein, allein allenthalben stoße ich immer wieder auf Jemanden, der mich bereits weit überflügelt hat. Ich war eine leidenschaftliche Klavierspielerin; — seitdem ich eine berühmte Künstlerin gehört habe, mag ich kein Piano mehr öffnen. Aus demselben Grunde habe ich Pinsel und Palette aus der Hand gelegt: ich habe Frauen kennen gelernt, die es in der Malerei viel weiter gebracht hatten, als ich. Ich liebte den Gesang: die Patti hat mich für immer verstummen gemacht. Und das waren vorerst nur Frauen. Es gewährte mir eine wahre Lust, Verse zu machen, bis ich eines Tages gewahr wurde, welch ein Unterschied doch zwischen dem Gedichte eines Mannes und dem einer Frau sei. Das Gedicht des Mannes ist eine Centifolie, in welcher die Staubfäden in Blüthenblätter verwandelt sind; das Gedicht der Frau dagegen gleicht der grünen Rose, in welcher die grünen Kelchblätter sich an Stelle der Staubfäden vermehrt haben. — Ich legte die Feder hin."

„Schade. Ihre Verse waren so hübsch."

„Es ist nichts für uns. Wir sind reich und hohen Ranges. Mein Vater ist Bannerherr und einer der drei

reichsten Grundbesitzer von Ungarn. Seinem einzigen Kinde hat das Geschick eine andere Bahn zur Befriedigung seiner Wünsche eröffnet. Da ist die Feenwelt des high-life, der Olymp des Hofes. Das ist unsere Arena, hier werden jene Frauenkämpfe ausgefochten, in denen Kronen in einander verschmelzen. Und gerade auf diesem Schauplatze fühle ich mich am schwächsten. Es fehlen mir alle Mittel, Eroberungen zu machen; ich bin weder die Schönste, noch die Geistreichste, noch die Begütertste. Wenn ich sehe, wie so Viele mich überragen, da fühle ich dann, wie tief unten ich stehe. Und dann, selbst wenn sich eine Gelegenheit zu einem solchen Triumphe ergiebt, den die Anderen eine Eroberung nennen — ich vermag mich darüber nicht zu freuen. Was habe ich Dir denn nur noch sagen wollen? Ich habe Dich gebeten, Du sollest mich nicht daran vergessen lassen. —"

„Daß Sie noch eine Eigenschaft Ihres Herrn Vaters geerbt haben, Prinzessin."

„Ach ja. Ich danke Dir. Ich hätte eigentlich nach dem eben Gesagten von selber darauf verfallen müssen. Wenn ich je einmal lieben sollte, so recht wahrhaftig, aus vollem Herzen, — ich würde meine Liebe derart verheimlichen, so in mich verschließen können, daß keine Seele jemals etwas davon auch nur ahnen sollte. Den Tag über würden meine Gedanken bei ihm sein, den ich liebte, des Nachts würde

ich von ihm träumen, er selber aber, von dem meine Gedanken, meine Träume mir redeten, sollte mir niemals erfahren, was für ihn in mir spricht, wenn er es nicht selber erriethe. Ich würde jenem Anderen, dessen Namen ich tragen müßte, Treue halten, ich würde seine Ehre stolz bewahren, ich würde meiner Pflichten gegen ihn stets eingedenk sein; ich würde ihm mit Zärtlichkeit begegnen, und auch er selber sollte niemals inne werden, daß nicht er es ist, der in meinem Herzen wohnt. — Das ist es, was ich ebenfalls von meinem Vater geerbt habe. — Meine Mutter hat mir davon gesprochen. — Seitdem ihr heftiges Nervenleiden so sehr überhand genommen hat, enthüllt sie mir, so oft ich zu ihr komme, ihre geheimsten Gedanken. Darum fürchte ich mich auch, zu ihr zu gehen. Sie pflegt zu sagen, ein junges Mädchen müsse bei Zeiten Alles erfahren und es sei besser, wenn sie es von der Mutter erfährt. Zuweilen weiht sie mich in Dinge ein, die eigentlich nur für das Ohr des Arztes gehören. Ueber den Beruf der Frau hat sie mich bereits dermaßen realistische Details kennen gelehrt, daß mir alle Lust zu demselben vergangen ist. — So erfuhr ich denn auch von meiner Mutter, daß mein Vater in seinen jungen Jahren ein reizendes Mädchen geliebt hat, welches jedoch aus einer einfachen Edelfamilie stammte und nicht reich war. Aber stolz war sie. Diese Neigung war edel, wie überhaupt

jeder Zug im Charakter meines Vaters; „deshalb“ schickten ihn seine Eltern auf weite Reisen. Er umschiffte die Erde und als er zurückkehrte, war sein Ideal längst verheirathet, war Mutter und vielleicht auch glücklich. Mein Vater hat sich ihr nie wieder genähert. Er verheirathete sich; er hatte eine ihm ebenbürtige Frau gewählt, wurde ein zärtlicher Gatte, wurde Vater von Kindern und ein mustergiltiges Familienhaupt. Allein den Weg zu seinem Herzen hat meine Mutter gleichwohl niemals gefunden. Er hat sein Ideal von ehemals nicht wieder gesehen und als sie gestorben war, folgte er selbst ihrer Leiche nicht. So oft aber diese Frau in schwierige Verhältnisse gerieth (ihr Gatte war ein Verschwender), half jedesmal das geheimnißvolle Eingreifen einer wohlverborgenen Hand ihr und ihrer Familie aus ihrer mißlichen Lage. Niemand erkannte diese Hand, nur meine Mutter errieth dieselbe. Frauen sind in derlei Dingen Clairvoyantes. Siehst Du — genau so würde auch ich handeln.“

„Sie werden derartiges nicht nöthig haben, Prinzessin. Sie sind in der Lage, unter ebenbürtigen Idealen wählen und Hand und Herz mit einander vergeben zu können.“

„O, hör' einmal, ich bin sehr wählerisch. Ich bin nicht so leicht zu erwerben. Der Mann, der mich dazu vermögen könnte, ihm das entscheidende Wort zu sagen: „Ich liebe

dich" — der dürfte nicht blos eine oder die andere Tugend besitzen; der müßte alle Tugenden in sich vereinen, welche einen Mann zum „Herrn" eines Weibes machen. Er müßte ein schöner, stattlicher Mann sein, von nicht vernachlässigtem, aber auch nicht geschniegeltem Aeußern; sein Gesicht müßte einen edlen Ausdruck, einen befehlenden Blick, eine reine, freie Stirne haben. Seine Stimme müßte in reichem Maße modulationsfähig sein, so daß er zu donnern vermöchte, wenn die Erregung ihn hinreißt und wieder sanft zu flehen wüßte wenn zärtliche Empfindungen ihn bewegen. Er müßte gestählten Körpers sein; ich mag den Mann nicht zähneklappern sehen, wenn er friert, nicht erschöpft hinsinken, wenn er ermüdet ist, mag ihn nicht bei jedem Luftzuge über alle möglichen Zustände klagen hören. Er müßte gewandt sein, müßte fechten und schießen und reiten, dabei aber nicht ruhmredig, nicht händelsüchtig, sondern ritterlich und manierlich auftreten. Auch sein Geist müßte mit allen Vorzügen ausgestattet sein. Seinem Charakter dürfte kein unedler Zug anhaften. Güte müßte in ihm mit Klugheit gepaart, er müßte ungestüm sein und sanft, jedes zur rechten Zeit und an der rechten Stelle. In seiner Rede würde ich ruhigen Humor finden wollen, aber keine schale Witzhascherei, keinen verletzenden Sarkasmus. Ich möchte wünschen, daß er ein ausgezeichneter Redner wäre. Auch poetische und künstlerische

Neigungen, getragen von den entsprechenden Fähigkeiten, würde ich bei ihm gerne sehen. Er soll ein guter Wirth, aber kein Geizhals sein. Ich würde verlangen, daß er mit ganzer Seele liebe, aber auch nicht mit einem einzigen Gedanken eifersüchtig sei. Er soll mir zu befehlen vermögen, aber mir auch zu gehorchen wissen. Und bei all dem würde ich als unerläßliche Bedingung fordern, daß er in jeder Hinsicht höher stehe als ich; selbst dem Range nach, damit nicht mein Name seinen Adel erhöhe, sondern sein Name den meinigen."

„Je nun . . . . da wäre ja Prinz Alienor."

„Prinz Alienor! — Ah — bist Du wohl bei Troste? Den erkennst Du in dem Ideale, das ich Dir geschildert habe? Allerdings, sein Rang ist ein höherer als der meinige; sein Vater ist Standesherr, ein mediatisirter deutscher Fürst; der Prinz selber aber ist das genaue Gegentheil von Allem, was ich als die charakteristischen Züge des Ideals eines Mannes aufgezählt habe. Ein Mann, der in auffälliger Weise weibliches Wesen affektirt, und zwar in den kleinlichen Mängeln desselben! Er trägt das Gesicht glatt rasirt, ja man sagt, er schminke sich weiß und roth; er trägt ein Mieder, um möglichst schlank zu erscheinen, einen weitausgeschlagenen Kragen, um einem Fräulein gleich den dekolletirten Hals zu zeigen, in den Ohren diamantene Gehänge, auf

der Brust ein Blumenbouquet, am Handgelenke ein Bracelet, im Theater und im Ballsaale einen Fächer. Und auch in seinem sonstigen Benehmen bekundet er konsequent das bizarre Bestreben, alle Männlichkeit zu verleugnen; er liebt kleinlichen Tratsch, er ist sensitiv, affektirt, nervös, klagt über Krämpfe und Migräne, laborirt an Ohnmachten, fürchtet sich vor Katzen, wird unwohl von dem Dufte einer frischen Rose und singt die Bravour-Arie der Rosine im Falsett gleich einer falschen Catalani. Nein, nein — der kann ebenfalls mein Anbeter sein, niemals aber mein Ideal. Ihm kann das Malheur passiren, daß ich ihn nehme, niemals aber mir das Unglück, mich in ihn zu verlieben."

„Wer weiß, Prinzessin. Wie, wenn die weibliche Grazie, die er affektirt, bloße Mummerei, wenn hinter derselben ein starker, männlicher Charakter verborgen wäre, dem all die Bizarrerien nur zur Maske dienen sollen —?"

„Apropos: Maske! Was sagst Du zu diesem Napoleon?"

„Zu Napoleon? Ich?"

„Ach so starre mich doch nicht so an mit Deinen blauen Himmelskugeln! Nicht über den Kaiser Louis Napoleon Bonaparte will ich ja Deine Meinung hören, sondern über den sonderbaren Menschen, den alle Welt „Bruder Napoleon" nennt, den wir öfter hier bei meinem Vater treffen."

„Ich weiß nichts über ihn zu sagen, Prinzessin."

„Nun, da weiß ich jedenfalls mehr. Dieser junge Mann ist der Sohn jener verstorbenen Frau, die in ihrer Jugend das Ideal meines Vaters war. Würde mein Vater sie geheirathet haben, so wäre heute ich „er", und er wäre „ich". Es ist doch interessant zu forschen, welch' ein Mensch der wohl sein mag, mit dem wir also das Leben getauscht haben."

„Er ist ein närrischer Kautz."

„Das sehe ich wohl. Ich möchte aber eben dahinter kommen, ob er blos ein Narr, oder aber — ein „Brutus" ist?"

„Das weiß ich nicht."

„Du weißt aber auch gar nichts. Wäre nur Madame Corysande da!"

„Warum denn wohl Corysande bei uns Madame genannt wird? Sie ist doch noch immer Fräulein."

„Der Franzose ist so artig, Fräuleins, die über ein gewisses Alter hinaus sind, Madame zu tituliren."

„Ach ja — dann verdient Corysande den Titel gewiß."

„Sie ist nicht so alt, als die tiefen Falten um die Mundwinkel sie aussehen machen. Diese rühren aber nur von dem vielen Zusammenkneifen der Lippen her. Sie ärgert sich viel in sich hinein. Du darfst mir glauben, wenn sie heiter ist, sieht sie um zehn Jahre jünger aus. Der Aerger

macht ein Frauengesicht gar sehr altern. Ich werde mich niemals ärgern."

„Wie wollen Sie es wohl vermeiden, Prinzessin?"

„Wenn ich auf Jemanden böse werden will, so bedenke ich zunächst, ob nicht etwa Derjenige Recht hat, der mich eben erzürnt. Dann berechne ich, ob der Nachtheil, der mir aus dem Aerger erwächst, nicht etwa größer ist als der Vortheil, den mir die Wiedervergeltung bringt. Mittlerweile aber paktire ich mit meinem Zorne."

„Ihnen ist das allerdings möglich, Prinzessin, denn Sie stehen über den größten Theil aller denkbaren Beleidigungen hoch erhaben. Was aber soll ein armes Geschöpf thun, wie Madame Corysande, die sich einbildet, Jedermann beleidige, verletze, ärgere sie, die in jedem, selbst dem indifferentesten Worte eine Anzüglichkeit findet? Lacht Jemand, so überredet sie sich, man lache über sie; schweigt man still, so denkt sie, man sei böse auf sie; verrichtet man irgend etwas, was eigentlich ihr zukäme, so sieht sie darin eine Intrigue. Und gegen all' das hat sie keine andere Waffe, als daß sie nicht ißt, wenn sie sich ärgert; sie sagt dann, sie habe Kopfschmerz und hungert so lange, bis sie in der That unwohl wird und genöthigt ist, sich zu Bette zu legen. Das ist ihre Kampfweise."

„Und sie ist doch bei all' dem ein so seelengutes Geschöpf. Mich hat sie sehr lieb."

„Das ist ja eben die Hauptursache dessen, daß sie sich so sehr unglücklich fühlt. Sie weiß es äußerlich in augenfälliger Weise zu zeigen, wenn sie Jemanden lieb hat, und mag es nicht glauben, daß ihre Art in dieser Beziehung eine andere ist. So sieht sie sich denn immer zurückgesetzt. Auch jetzt liegt sie deshalb zu Bette."

„Wie? Ich hätte sie also verletzt?"

„Und zwar sehr empfindlich. Ich weiß sogar, womit."

„Du weißt, was ihr fehlt?"

„Noch mehr, ich weiß auch, was sie wieder herstellen könnte."

„Ah, Du kleiner Doktor! Du wüßtest sie also zu heilen?"

„Wenn Sie es erlauben wollten, Prinzessin."

„Erlauben? Ich wünsche es geradezu."

„Es wird aber viel kosten."

„Wie das? Was denn?"

„Eine Tasse Bouillon und ein gutes Wort."

„Je nun, das findet sich ja Alles im Hause."

„Die Tasse Bouillon wohl."

„Mag sein, daß sie dadurch geheilt werden könnte; wie willst Du es aber anstellen, daß sie sie auch nimmt? Ich

habe es erst gestern noch versucht und ihr selber Fleischbrühe gebracht: sie nahm sie nicht; sie meinte, sie müßte sterben davon."

„Ja, es muß eben das gewisse gute Wort vorhergehen."

„Ich habe ihr deren genug gegeben. Ich habe sie meine Liebe, meine Theure, mein Engel genannt."

„Nur das Eine, was sie eben erwartete, haben ihr Prinzessin nicht gesagt."

„Und Du kennst das Wort? Nun dann sag' ihr's doch."

„Und Sie wollen es einlösen, Prinzessin?"

„Wenn Du es sagst, und wenn ich es vermag, und wenn sie gesund wird davon, ohneweiters."

„Vollkommen gesund wird sie davon. In einer Stunde frühstückt sie mit uns und wenn wir sie dann überdies noch auffordern, uns ein klein wenig Klatsch und Tratsch rings-um aus dem Komitate zu erzählen, so wird sie vollends um zehn Jahre jünger."

„Nun denn, so versuche es einmal."

Was das dritte Mädchen den zwei anderen erzählt.

Die zwei jungen Mädchen erhoben sich von dem großen breiten Stickrahmen und lachten einander ins Gesicht. Sie hatten weiter keinen Grund dazu — sie lachten eben.

Livia war um einen halben Kopf kleiner als Prinzessin Raphaela. Sie trugen Kleider von gleichem Schnitt und gleiche Frisuren; die Eine hatte eine weiße, die Andere eine rothe Theerose ins Haar gesteckt.

Livia klingelte der Kammerfrau und gab ihr den nöthigen Auftrag; die Kammerfrau überbrachte den Befehl dem Lakai und dieser trat fünf Minuten später mit einer Porzellantasse voll angenehm duftender Kraftbrühe auf silbernem Präsentirteller ein. Nunmehr machten sich alle Vier auf den Weg; voran Livia, unmittelbar nach ihr die Prinzessin, hinter dieser die Kammerfrau und zuletzt der Lakai mit der Brühe; Alle gingen auf den Fußspitzen.

„Pst!“ flüsterte Livia.

„Leise, leise!“ befahl Raphaela.

„Können Sie denn nicht Acht geben, daß Ihre Stiefel nicht knarren!“ sagte die Kammerfrau zum Lakai. „Es regt die Kranke auf, wenn sie an ihrer Zimmerthüre auch nur die Stiefeln eines Mannes knarren hört.“

Livia trat zuerst in das Krankenzimmer und schlich behutsam bis an das Bett. Nach ihr trat Raphaela ein; sie blieb aber bereits außerhalb der Bettgardinen. Die Kammerfrau stand in der Thüre still, der Lakai außerhalb derselben.

Das Krankenzimmer war mit echt herrenmäßigem Comfort eingerichtet, das Nachttischchen am Bette mit Medicinen in allen Farben mit Kompressen und Kataplasmen ausgesuchtester Qualität bedeckt, die Kranke selbst lag mit verbundenem Kopfe zwischen den gestickten Kissen da, gleich einer rollenmäßig Todten auf der Bühne, die nicht mucksen darf, ob ihr auch eine lästige Fliege noch so zudringlich um die Nase summte, und beileibe nicht lachen darf, was auch die Schauspieler über ihr einander närrisches Zeug zuraunen mögen.

„Madame Corysande . . .!“ flüsterte Livia.

Die Kranke würde die geschlossenen Augen um keinen Preis aufgeschlagen haben.

„Wie fühlen Sie sich, Madame?"

Die Antwort war ein tiefer stöhnender Seufzer.

„Die Prinzessin hat mich geschickt, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

Keine Antwort. Nur die Falten um die Mundwinkel schneiden noch tiefer ein und die Augenbrauen ziehen sich zusammen.

„Wünschen Sie nicht etwas Bouillon?"

Auf dieses Wort wendete die Kranke vollends das Gesicht ab.

Da beugte sich Livia nahe zu ihr hinab und flüsterte ihr in's Ohr:

„Prinzessin Raphaela gedenkt heute Abend ihre Mama zu besuchen."

Auf dieses Zauberwort wendete sich der Kopf plötzlich wieder herum und die Augen öffneten sich.

„Jawohl, Madame. Die Prinzessin hätte gewünscht, daß Sie sie begleiten, wenn Ihre Gesundheit es gestatten würde."

Nun richtete sich die Kranke ein wenig empor, stemmte sich auf den einen Arm und faßte Livia's Hand. Ihre Lippen öffneten sich.

„Vielleicht — etwas — Bouillon . . . stammelte sie mit einer Stimme, die klang, als kehrte sie eben aus dem Jenseits zurück.

Livia streckte die Hand nach rückwärts gegen die Prinzessin aus, die Prinzessin gegen die Kammerfrau, die Kammerfrau gegen den Lakai. Der Lakai reichte die Platte mit der Tasse der Kammerfrau, die Kammerfrau der Prinzessin, die Prinzessin gab sie an Livia und diese hielt sie Madame Corysande an die Lippen.

Schon nach dem ersten Schluck begannen die Augen der Kranken zu leuchten.

„Ist es denn auch wahr?“ fragte sie mit merklich gekräftigter Stimme.

„Nehmen Sie nur erst die Brühe.“

Madame Corysande schob die Tasse von sich.

„Sie täuschen mich. Sie wollen mich blos in's Leben zurückrufen.“

„Nicht doch, im Ernste. Die Prinzessin wünscht die Fürstin-Mutter eigens zu dem Zwecke zu besuchen, um Sie vorzustellen.“

Auf diese Versicherung verschwand eine gute Portion Bouillon. Allein der Verdacht kehrte wieder.

„Wo ist die Prinzessin?“

„Sie wird hier bei Ihnen sein in dem Augenblick, wo Sie den letzten Schluck Bouillon genommen haben.“

Das wirkte. Im Nu war die Tasse geleert.

„Ist es wahr, was Sie mir gesagt haben?" fragte die Kranke und setzte sich vollends im Bette auf.

„Jawohl, Madame," sprach nunmehr die Prinzessin und trat hinter der Gardine hervor. Bei ihrem Anblicke schnellte die Kranke frisch und gesund vom Bette auf, streifte die Decke ab, sie pflegte stets vollständig angekleidet im Bette zu liegen, ergriff Raphaela's Hand, drückte sie an Brust und Lippen und begann zu schluchzen.

„Oh, Prinzessin; daß Sie doch in mein Herz sehen könnten . . . daß Sie doch wüßten, was ich hier innen fühle! . . — Macht doch die Thüre zu!" (Der Lakai hatte die geleerte Tasse hinausgetragen und da hatten seine Stiefel geknarrt.) „Ich bin überglücklich, daß ich Ihr Vertrauen wiedergewonnen habe!"

„Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Sie dasselbe stets besessen haben. Doch, wie fühlen Sie sich?"

„Oh, — vollkommen wohl. Diese Gnade hat Wunder an mir gethan. Ich bin wie neugeboren."

„Werden Sie mich also heute Abends begleiten können?"

„Bis an's Ende der Welt, Prinzessin!"

„Wollen Sie sich jetzt ankleiden? Soll Ihnen Jemand behülflich sein?"

„Oh, ich brauche Niemanden; ich bin vollkommen gesund. Ich bitte nur, mich jetzt allein lassen zu wollen.

Wenn ich aufstehe, pflege ich zu beten, und zwar einsam."

Madame Corysande pflegte nach einem ganz eigenthümlichen Ritus zu beten: sie placirte sich vor einen Altar, auf dem ein Spiegel und ein Opferkelch mit Reismehl stand, streute sich mittelst eines kugeligen, flaumigen Geräthes Staub in's Angesicht und vollbrachte ihre Bußübungen mit Hülfe von allerlei Dornenkronen und kasteienden Zwangsjacken. — Doch, wir wollen Jedem seinen Glauben lassen und somit auch sie in ihrem Kult nicht weiter behindern.

Eine Stunde später, um die Zeit des Dejeunners stieg Madame Corysande bereits im vollen Pomp einer tadellosen Toilette nach dem unteren Stockwerke hinab; während sie noch vor einer Stunde genau so groß war, wie Livia, erschien sie jetzt um wenigstens neun Fingerbreiten höher als diese.

Im Gesellschaftszimmer traf Madame Corysande vorerst blos Fräulein Livia. Prinzessin Raphaela war noch in ihrem Ankleidezimmer mit ihrer Toilette beschäftigt. Es wurden zum Luncheon auch Herren zu Gaste erwartet.

Madame Corysande hatte noch einen Kummer am Herzen, der sie gar sehr bedrückte und in jenen gewissen Falten, welche sich an ihren Mundwinkeln vertieften, lebhaften Ausdruck fand. Die Sache war die: wenn die

Prinzessin Raphaela zu dem Besuche bei der Fürstin-Mutter Livia mit sich nimmt, so entsteht die Frage, welcher der beiden Damen sie den Sitz im Fond anweisen wird: Madame Corysande oder dem Fräulein? Das kann einen casus belli geben.

Sie fragte daher mit leidender Stimme, das Köpfchen stark nach links geneigt:

„Für wie viel Uhr befiehlt die Prinzessin, daß wir zu dem Besuche bereit zu sein haben?"

„Madame Corysande gehen allein mit; ich bleibe zu Hause."

Als Madame dieses Wort hörte, stand ihr der Kopf mit einemmal wieder gerade und die Energie ihrer Stimme kehrte zurück.

„Wirklich? Nur zu zweit sollen wir gehen?" (Oh, welch' eine liebe Freundin war ihr Livia mit einem Mal geworden!) „Sie waren wohl schon öfter bei der Frau Fürstin zu Besuch, nicht wahr?"

„Auf Ihre Frage aber kann ich Ihnen die Auskunft geben, Madame Corysande, daß Sie mit der Reisetoilette Abends um sieben Uhr zu Stande sein müssen."

„Abends? Ja warum wollen wir denn erst so spät aufbrechen?"

„Weil Fürstin Etelvary nicht früher empfängt."

Madame Corysande machte einen Versuch, ihre Laufgräben näher an die belagerte Festung heranzuführen.

„Die Fürstin scheint eine ganz absonderliche Dame zu sein."

„Woraus schließen Sie das?"

„Aus dem Resultate meiner Kombinationen. Es ist nunmehr ein halbes Jahr, seit ich als Gesellschaftsdame der Prinzessin hierher kam, eine Eigenschaft, welche Prinzessin Raphaela's Güte und feine, taktvolle Delikatesse bis zur Qualifikation einer Repräsentantin erhöht hat. Und während dieser ganzen Zeit vermochte ich es nicht dahin zu bringen, daß mich die Prinzessin zu ihrer Mama gebracht und als zu ihrem Hause gehörig vorgestellt hätte. Und es herrscht doch keinerlei Spannung zwischen den Damen. Prinzessin Raphaela schreibt ihrer Mama jeden Montag, Mittwoch und Samstag und empfängt hinwieder jeden Dienstag, Donnerstag und Sonntags Briefe von ihr. Blos der Freitag bringt kein Schreiben. Offenbar also lieben sie einander. Fürst Etelvary hat während der Zeit seine Gemahlin zu öfteren Malen besucht; sie sind sonach nicht geschieden. Was mag also doch der Grund sein, daß mich Prinzessin Raphaela ein volles halbes Jahr lang noch immer nicht zur Fürstin-Mutter gebracht hat?"

„Das werden Sie bei Gelegenheit des ersten Besuches wohl erfahren."

„Leidet die Fürstin vielleicht an irgend einer Gemüthskrankheit?"

„Madame Corysande, wenn es Ihnen gefällig ist, so will ich Ihnen Alles erzählen, was ich von der Fürstin weiß."

Auf dieses Wort schloß Madame Corysande Livien mit nervöser, wollüstiger Wonne in die Arme.

„Wie unendlich glücklich machen Sie mich durch Ihre vertrauensvolle Offenheit!"

„Wenn Sie mich darnach gefragt hätten, so würde ich es Ihnen auch schon früher gesagt haben; es ist ja nichts zu verheimlichen daran. Fürstin Etelvary ist nicht geistesverwirrt, aber sie ist von einem Nervenleiden befallen, welches sie der Welt entfremdet. Es sind jetzt vierzehn Jahre her, da hatte sie das Unglück, ein Kind todt zur Welt zu bringen. Und an diesem Unfall war sie selber schuld: sie hatte sich nicht an die Lebensweise gehalten, welche Frauen in solchen Umständen auf das strengste befolgen müssen."

„Ich weiß nicht, was Sie meinen; bitte, sprechen Sie doch nicht davon," protestirte Madame Corysande mit verschämt thuender Prüderie. (Sie war eben noch ein kleines Mädchen —)

Ueber Livia's Gesicht glitt ein leises Lächeln, ohne daß sie sich besondere Mühe gegeben hätte, dasselbe zu unterdrücken. Wir werden die Ursache dieses Lächelns später erfahren.

„Der Unfall hatte die traurige Folge, daß das ganze Nervensystem der Fürstin ganz und gar zerrüttet wurde. Aus dem Bewußtsein, daß ihre eigene Unbedachtsamkeit die Todtgeburt ihres Kindes verursacht habe, erwuchs in ihrem Geiste allmälig die Selbstanklage, sie sei eine Kindesmörderin. Sie sah sich fortwährend von der Seele ihres todten Kindes verfolgt; dieses gespenstige Gesicht plagte sie bei Tag und Nacht, so zwar, daß sie sich endlich jede Nacht in einem anderen Gemache ihr Lager aufschlagen ließ, damit das Gespenst sie nicht finden möge. Was den Fürsten betrifft, so hatte sie von der Zeit an aufgehört, seine Frau zu sein."

„Das verstehe ich nicht. Gehen wir weiter."

„Schließlich war ihre Nervosität so arg geworden, daß sie unmöglich mit ihrer Umgebung zusammen ein Haus bewohnen konnte. Sie bat den Fürsten, er möge ihr die etwa eine Stunde von hier entfernte Ritterburg in Stand setzen lassen; sie wolle fortan dort mit ihrer eigenen Dienerschaft allein hausen. Diese Burg ist Etelvar. Das Kastell ist lauschig inmitten herrlicher silberblättriger Linden gelegen.

„Ah es muß wohl ein überaus romantisches Leben dort sein!"

„Sehr romantisch. Mit Sonnenaufgang, des Morgens um fünf Uhr, werden im Kastell alle Fensterläden geschlossen und alle Vorhänge herabgelassen; die Thore werden gesperrt

die Wachhunde von den Ketten gelassen — das ganze Haus geht zu Bette, es ist Nacht auf Etelvar. Damit die Täuschung eine desto vollkommenere werde, muß der Nachtwächter aus der Ferne Stunde für Stunde ausrufen und am hohen Mittag alle frommen Christenmenschen erinnern: Bewahret das Feuer und das Licht, und schlafet in Ruh' und Frieden! Mitternacht kommt hier auf die zwölfte Mittagsstunde. Um diese Zeit aber gehen keine Gespenster um — sie sind gründlich hinter's Licht geführt. Wenn dann um drei Uhr Nachmittags der Wächter ruft: „Die dritte Stund' nach Mitternacht!“ so ertönt die Morgenglocke. Der Tag bricht an, im Schlosse werden die Fensterläden zur Hälfte geöffnet. Die Fürstin steht zeitig auf; um vier Uhr — Nachmittags ist sie bereits angekleidet. Sie macht nunmehr einen Spaziergang durch den Park, um die frische Morgenluft zu genießen; bei ungünstiger Witterung ergeht sie sich im Wintergarten. Einen Wagen oder ein Pferd besteigt sie nie. Abends um Sieben wird das Frühstück servirt. Wenn Gäste da sind, frühstückt die Fürstin mit ihnen gemeinschaftlich; sie weiß über Tisch eine sehr lebhafte Konversation in Gang zu erhalten. Gleichzeitig werden in den Gemächern und Korridors die Lampen angezündet: es ist Tag. Um zehn Uhr wird in der Schloßkapelle die Messe gelesen. Während die Herrschaft und die Gäste der Andacht obliegen, wirth-

schaftet die Dienerschaft im Hause und fegt und lüftet und bringt alle Räume in Ordnung, nicht anders als ob es Morgens wäre. Schlag Mitternacht meldet der Kammerdiener, daß das Diner servirt ist. Die Geisterstunde ist hier Mittag. Nach Tisch folgt zur Sommerszeit die Nachmittagspromenade im englischen Garten, bei Mondschein oder bei Lampenlicht. In lauen Sommernächten pflegt man im Teiche zu angeln und die immer wachen Schwäne zu füttern. Man besichtigt bei Mond- oder Lampenlicht die Remontant-Rosen und debattirt darüber, welche die schönere sei. Nach der Promenade, gegen drei Uhr Morgens werden die Spieltische arrangirt; es folgt eine Whistpartie, welche etwa eine Stunde dauert. Um vier Uhr wird der Thee mit kaltem Braten und Backwerk genommen. Und wenn dann die Morgenglocke fünf Uhr läutet, wird die Abendtafel aufgehoben: man wünscht einander angenehme Ruhe und geht zu Bette. Früher entläßt die Fürstin keinen Besuch. Und das geht konsequent so fort Tag für Tag, jahraus jahrein.

„Je nun, so weit wäre ja Alles recht gemüthlich. Die Fürstin liebt also den Umgang mit Menschen?“

„O gar sehr. Ihre Redeweise ist geistreich, ihre Konversation gemüthlich; sie besitzt ungeheuer weitläufige Kenntnisse und ihr Gedächtniß ist bewundernswerth. Sie

weiß zu gleicher Zeit mit vier verschiedenen Sprachen zu konversiren; englisch, französisch, deutsch und ungarisch; sie springt von einer Sprache zur andern, von einem Thema zum anderen über, stellt zehn verschiedene Fragen in einem Zuge hintereinander und verlangt Antwort; während sie aber auf diese achtet, spricht sie bereits wieder von etwas Anderem; und sie verlangt, daß auch andere Leute gleichzeitig sprechen und zuhören können.

„Ah! Auf diese Weise wird mir die Fürsten gar sehr gefallen!“

„Nun, das weiß ich denn doch nicht. Es fragt sich eben, wie die Fürstin Sie auffaßt: als Madame oder als Fräulein?“

„Warum das?“

„Weil sie eine ganz andere Konversation mit Frauen und wieder eine ganz andere mit Mädchen zu führen pflegt.“

„Wie verstehen Sie das? Wieso eine andere Konversation?“

„Ich weiß nicht. Prinzessin Raphaela hat mich noch nie mitgenommen. Ich weiß alles Das nur aus ihren Erzählungen.“

„Also die Prinzessin hat sie noch niemals zu ihrer Mama gebracht? Und Sie waren es zufrieden?“

„Vollkommen.“

Madame Corysande begann sich, Fräulein Livia gegenüber, als ein weitaus bevorzugtes Wesen zu fühlen.

Der Eintritt der Prinzessin machte dem Gespräche über dieses Thema ein Ende.

Die Toilette der Prinzessin verrieth, daß es ihr darum zu thun war, heute besonders schön zu sein. Wem zuliebe doch wohl?

Als nunmehr alle drei Damen zugegen waren, erschien ein Lakei des Fürsten, um zu melden: Se. Exzellenz lasse sich entschuldigen und bedauere, nicht zum Frühstück kommen zu können, denn Exzellenz sei mit den Herren zur Jagd und komme erst zum Diner zurück. La Duchesse und Mesdames wollen sonach allein frühstücken.

Die Prinzessin fragte, wer die Herren seien, mit denen der Fürst zur Jagd gegangen war?

Der Diener zählte sie auf. (Er war ein Franzose, und zwar ein Pariser.)

„Monsieur le Saint Arteaux —“

„Das soll heißen: „számtartó“ — zu deutsch: der Herr Rentmeister“ sprach Madame Corysande erklärend dazwischen.

„Ferner Monsieur le Jericho.“

„Das heißt: Herr Kolompy, der Redakteur der „Posaune von Jericho.“

„Und Monsieur Bruder Napoleon.“

Das ließ ihm Madame Corysande nun aber nicht mehr hingehen.

„Sie müssen nicht sagen; Bruder Napoleon, sondern Monsieur de Zarkany.“

„Wohl Madame: Monsieur Des-Arcanes.

„Oder aber: Monsieur szolgabiró.“ (Der Herr Stuhlrichter.)

„Zu Befehl Madame: Monsieur Saule Gaburon.

Die Prinzessin lachte und alle Drei nahmen am Frühstückstische Platz. Den allein speisenden Damen machte es großes Vergnügen, auch einmal Speisen schmackhaft zu finden, welche in der Regel nur für die Herren servirt werden; sie delektirten sich an den verbotenen Früchten, d. h. sie naschten der Reihe nach vom Caviar und den paprizirten Speckschnitten und nahmen ein Schlückchen Arak darauf, gerade genug, sich die Zungenspitze damit zu verbrennen. — Und dann ging's über die Männer her. Man war ja unter sich. Der servirende Lakai kam nicht in Betracht, der verstand nicht Ungarisch.

„Welche Sorte von Mensch ist denn eigentlich dieser Bruder Napoleon?“ fragte Prinzessin Raphaela, indem sie direkt Madame Corysande apostrophirte „was sucht er denn hier bei uns?“

„Er ist der Stuhlrichter Sr. Exzellenz des Herrn Obergespans.“

„Das weiß ich. Aber im Uebrigen? Sie kennen ihn ja genau. Sie sollen uns sagen, was Sie von ihm wissen.“

„Ich kenne ihn in der That genau, Prinzessin. Ich war zehn Jahre hindurch Gesellschafterin seiner hochseligen Mutter, ich war im wahren Sinne des Wortes ihre intime Freundin. Ich bin vollständig eingeweiht in die Geschichte seines Hauses und weiß insbesondere von Napoleon Manches zu erzählen.“

„Also. Napoleon ist wohl nur, wie man zu sagen pflegt, sein Spitzname?“

„Nicht doch, Prinzessin. Napoleon ist in der That sein Taufname. Obschon bei uns am 15. August die Himmelfahrt Mariens und nicht jenes großen Mannes Ankunft auf Erden gefeiert wird, der an diesem Tage auf dem Marsfeld Heerschau zu halten pflegt, so findet sich gleichwohl ab und zu ein ungarischer Magnat, der den Buonaparte-Kultus so weit treibt, seinen neugeborenen Sohn Napoleon taufen zu lassen; da sich jedoch der Fall im Lande denn doch kaum häufig wiederholen dürfte, so ist es wohl erklärlich, daß den Leuten der also hervorragende Name dann geläufiger ist als selbst der Familienname sammt dem Prädikate: „Zarkany de Sarkanyhaza“. Daß man regelmäßig das „Bruder“ vorsetzt,

das soll einerseits eine freundliche Anerkennung dessen sein, daß der Träger dieses Namens ein beliebter, in die Gesellschaft passender junger Mann ist, andererseits thun sich die Leute etwas darauf zugute, wenn sie mit dem großen kaiserlichen Namen so ganz familiär umspringen können.

„Napoleons Eltern wollten also nach all dem ziemlich hoch hinaus,“ bemerkte die Prinzessin.

„Nur sein Vater. Der war ein ganz eigenthümlicher Mann. Er verstand Alles, nur das Einmaleins nicht. Er zerbrach sich fortwährend den Kopf mit großen Unternehmungen, mit denen er dann schließlich Fiasko machte. Er war gastfrei und hielt offenes Haus. Einem guten Freunde seine Unterschrift zu weigern, das würde er nicht über's Herz gebracht haben. Er liebte es, mit Herren zu verkehren, die ihm an Rang und Mitteln überlegen waren. Und das Ende vom Liede war, daß er bei seinem Tode seinem Sohne eine total zerrüttete große Wirthschaft hinterließ. Napoleon vermochte seine Angelegenheiten nicht anders zu ordnen, als indem er die weitläufigen Besitzungen sammt und sonders verkaufte, desgleichen Heerden und Gestüte veräußerte, um seine Schulden los zu werden. Er behielt nichts weiter, als ein ganz kleines Anwesen mit einem alten Kastell und meinte lachend: „Nunmehr bin ich ganz und gar Napoleon — auf Sankt Helena.“

„Napoleon nahm also den Ruin seines Hauses ziemlich leicht?“ sagte die Prinzessin.

„Wie überhaupt Alles im Leben, fuhr Madame Corysande fort. Nach außen hin wenigstens giebt er sich so. Er scherzt über jedwedes Malheur. Selbst wenn ihn vielleicht Etwas schmerzt, läßt er sich's doch niemals merken. Er selber witzelt am meisten über seine eigenen Verlegenheiten. In Fällen, in denen Andere sich rühmen würden, schmäht er sich, und wer ihm etwa seine Theilnahme bezeugen wollte, den lacht er weidlich aus. Er selbst ist gefällig gegen Jedermann, der ihn braucht; aber auch die Gefälligkeit pflegt er auf ganz eigenthümliche Art zu erweisen, so zwar, daß er Denjenigen, dem er geholfen hat, zugleich auch dem Gelächter preisgiebt. Noch heute liegt bei dem ehemaligen Hofkanzler ein Gesuch, welches er vor einigen Jahren einem armen Landmanne auf dessen dringende Bitte gemacht hat. Der Mann hatte einen Prozeß in allen Instanzen verloren und wollte nun seine Sache vor die Regierung bringen. Er wendete sich an Napoleon, der als junger Jurist eben daheim bei seinem Vater war. Napoleon nahm sich der Sache an und machte dem Bauer ein Gesuch, aber nicht ein geschriebenes, sondern ein gezeichnetes; die ganze verwickelte Streitsache des armen Mannes war in einer fortlaufenden Reihe von Karrikaturen dargestellt.

Der Petent reichte die absonderliche „Instanz“ beim Kanzler ein und siehe da — sie hatte einen durchschlagenden Erfolg. Wäre der Akt geschrieben gewesen, hätte man ihn in den Papierkorb geworfen; so aber lachte Jedermann darüber, dem er zu Handen kam. Die originelle Beschwerdeschrift cirkulirte in den höchsten Kreisen und erregte allenthalben Heiterkeit. Die Affaire des Landmannes wurde wieder aufgenommen und untersucht; man fand, daß das Recht auf seiner Seite sei und emendirte seine Sache. Heute noch segnet der Mann Bruder Napoleon für die erfolgreiche Bittschrift.

„Und er war doch wohl nur aus Spottsucht und Muthwillen auf die Idee verfallen?“

„Er ist zu Dergleichen jeden Augenblick bereit. Und dabei kommen ihm alle Vortheile der Schauspielkunst zu statten. Die Rolle, die er spielt, ist aber stets eine ernste; man merkt ihm niemals das Bestreben an, durch seine Streiche Andere zu belustigen; er hält sich damit blos die Leute vom Leibe. Selbst sein Aeußeres weiß er zu verleugnen. Er geht gesenkten Kopfes, mit hoch emporgezogenen Schultern und eingekrümmter Brust einher, trägen Schrittes, wie Einer, der zu Tode ermüdet ist; er hüstelt auch und seine Gestalt ist doch die eines Achilles und in ritterlichen

Uebungen aller Art sucht er seinesgleichen unter seinen Altersgenossen.

„Er thut eben absichtlich so, als ob er sich vor aller Welt fürchtete und nothgedrungen Jedermann gestatten müßte, auf seine Kosten schlechte Witze zu machen. Er schmeichelt Jedem und die Wenigsten merken, daß seine Schmeichelei nichts weiter ist, als Ironie. Wer ihm gegenüber irgend eine seiner Schwächen verräth, ist damit auch schon gute Beute für ihn. Er zieht durch parodirendes Rühmen und Preisen die Eitelkeit der Menschen förmlich groß. Wer den Nektar der Verherrlichung verträgt, den berauscht er damit. Er besitzt ein bedeutendes Imitationstalent und weiß die Manieren, Gewohnheiten und Verkehrtheiten hervorragender Personen meisterhaft wiederzugeben. In Gesellschaften und öffentlichen Versammlungen erregt er dadurch nicht selten allgemeine Heiterkeit. Er antwortet den Vorrednern der Reihe nach und parodirt dabei jeden Einzelnen. Der Eine tritt mit Aplomb auf, der Andere hascht nach Originalität, ein Dritter bramarbasirt, ein Vierter hält eine salbungsvolle Peroration; hinterher erhebt sich dann Napoleon, ahmt Jeden nach und überbietet die Marotte eines Jeden. Albernheiten, die Einer oder der Andere zu Markte bringt, citirt er gelegentlich als weise, denkwürdige Reminiscenzen, als Aussprüche von Autoritäten. In den Komitatskongregationen

macht sich häufig ein gelehrt thuender Redner bemerkbar (Einer jener Sorte, die man mit dem Epithet „unius libri“, Leute, deren ganzes Wissen aus einem einzigen Buche geschöpft ist, auszuzeichnen pflegt), der sich keine Gelegenheit entgehen läßt, mit seiner Rede Stuart Mill zu verquicken und zur Unterstützung seiner Ansicht Stellen aus dessen Werken im englischen Originaltexte zu citiren. Dem Manne erwidert regelmäßig Napoleon genau mit derselben Katheder-weisheit und argumentirt dabei mit Gegencitaten gleichfalls aus Stuart Mill und gleichfalls in englischer Sprache. Der gelehrte Redner fühlt sich dann durch die Gegen-bemerkungen sehr geehrt und staunt nur: einmal über die Belesenheit des jungen Mannes und zweitens über die Geneigtheit des Publikums, welches den Ausführungen Napoleons mit lebhafter Heiterkeit folgt; dahinter aber kommt er von selber in alle Ewigkeit nicht, daß das Citat, mit welchem Napoleon seine Argumente bekämpft hatte, erstens bei Stuart Mill nirgends zu finden und zweitens gar nicht englisch ist.“

„Das ist eine Genialität, die nichts taugt,“ bemerkte die Prinzessin.

„O, Napoleon weiß sie ganz gut zu seinem Vortheil anzuwenden. So z. B. fällt ihm eines Tages bald nach dem Tode seines Vaters, als er über den Stand seines

Vermögens schon völlig im Reinen zu sein glaubte und sich eben über die schwierige Schachaufgabe den Kopf zerbrach, seine Aktiven und Passiven gegenseitig auszugleichen — ein Finanzkommissär mit entsprechender Begleitung und der tröstlichen Neuigkeit in's Haus, daß er nach seinem Vater auch dem Finanzärar noch tausend und viele hundert Gulden schuldig sei. Der alte Herr war ein leidenschaftlicher Hortolog; er ließ sich fortwährend allerlei exotische Sämereien kommen und baute dieselben an. Unter anderen hatte er einmal ein Gesäme bezogen, welches ihm als Cacalia speciosa bezeichnet ward. Die Pflanzen wuchsen mannshoch empor und der alte Herr wartete, was daraus werden solle? Eines schönen Tages prügelte er seinen Gärtnerjungen durch, und nun sollte er alsbald erfahren, was seine amerikanische Cacalia speciosa für ein Gewächs sei. Des andern Tages hatte er die Finanzwächter am Halse, die ihm explicirten, die unbekannte Staude mit den wolligen Blättern sei nichts weniger als eine Zierpflanze, sondern — Tabak. Sie rissen die Stämme aus dem Boden und wogen sie, grün wie sie waren, ab; das ganze Quantum wurde für geschwärzten Tabak erklärt und der alte Herr für seine hortikulturellen Experimente zur Zahlung einer horrenden Summe verfällt. So war er zu der Schuld an das Aerar gekommen, und der Kommissär war nunmehr da, um den Betrag von dem

Erben einzutreiben. „Wie heißen Sie denn?“ fragte Napoleon den Beamten. „Zubka,“ erwiderte dieser. „Ja — thut mir leid, aber da kommt die Reihe an Sie erst am Ende des Alphabets.“ — Allein der Finanzkommissär war durchaus nicht gewillt, die Sache so im Scherz abthun zu lassen. Er erklärte, die Forderung des Aerars sei unter allen Umständen die erste, die müsse der junge Herr bezahlen und wenn er das Geld dazu aus der Hölle holen müßte. — „Sie sind's also zufrieden, daß ich mir das Geld dazu aus der Hölle hole? Gut, dies kann geschehen.“ Er behielt den Executor zu Gaste bei sich, schrieb nach Tisch Briefe und lud ihn gegen Abend, nachdem sie gut soupirt hatten, ein, ob er nicht Lust hätte, in's Revier hinaus mitzugehen auf den Anstand, auf Schnepfen. Der Kommissär war ein leidenschaftlicher Jäger; er war es also zufrieden. Man nahm die Büchsen und Beide stellten sich an der Straße auf, wo der Strich zu erwarten war. Schnepfen kamen nun zwar keine, denn die Zeit war vorüber; wohl aber kam ein Wagen die Straße daher, auf welchem, in einen großen Schafspelz gehüllt, ein Mann saß, seinem Aeußeren nach ein wohlhabender Pächter oder Branntweinbrenner. Der Kommissär sah ihn an sich vorüberfahren, er grüßte ihn sogar und bat ihn um Feuer, da er sein Feuerzeug vergessen hatte. Der Mann fuhr sodann weiter. Als er aber an

Napoleons Standplatz herankam, sprang dieser aus dem Hinterhalt hervor, setzte ihm die Flinte auf die Brust und forderte ihm sein Geld ab. Der Reisende gab seine Brieftasche her und suchte sodann das Weite, was die Pferde rennen mochten."

„Ah, er hätte offenen Straßenraub begangen —?"

„Ei bewahre! Den Kommissär hatte er zum Narren. Der Reisende war einer seiner Pächter, mit dem er den Spaß verabredet hatte. Nach der That kam er an den Kommissär heran, der vor Entsetzen wie versteinert dastand. „Na, Kamerad, da haben wir nun Geld aus der Hölle! Es wird langen für den Strafbetrag. Was übrig bleibt, theilen wir, wir haben es ja in Kompagnie gewonnen. Na — steh' doch nicht so verdonnert da, ich verrathe Dich gewiß nicht!" Der „Kamerad" aber nahm die Füße über die Achseln und lief auf und davon, in einem Athem bis nach Hause. Daheim referirte er, die Forderung sei uneinbringlich und seither ist er gegen Napoleon die Freundlichkeit selber, in der felsenfesten Ueberzeugung, dieser könne ihn mit dem Geheimniß an den Galgen bringen; er glaubt steif und fest, zu einem Straßenraub die Hand geboten zu haben."

„Erlauben Sie, Madame Corysande, ist es wahr, daß Bruder Napoleon großartig zu verlieren pflegt?"

„Nicht doch, Prinzessin. Er rührt niemals eine Karte an. Auch Rennpferde hat er nie gehalten.“

„Ich habe aber doch gehört, daß er zuweilen namhafte Einsätze verliere.“

Madame Corysanden rötheten sich auf diese Worte die Nasenspitze und die Augenlider. Sie war nahe daran, böse zu werden und zu schweigen.

Indessen wußte die Prinzessin dies dadurch abzuwenden, daß sie hellauflachte und lustig und begütigend mit beiden Händen ihre Hand erfaßte. Darauf erheiterte sich auch Madame Corysandens Antlitz.

„Nun denn, so will ich auch das erzählen. Ich weiß wohl, was Prinzessin hören möchten. Ich erinnere mich nicht gern daran, aber auf Ihren Wunsch mag's drum sein. Als auch Napoleons Mutter gestorben war, bat ich ihn, da ich nun doch ganz überflüssig im Hause sei und füglich nicht bleiben könne, möge er mich an irgend eine vornehme Familie als Erzieherin oder Gesellschafterin empfehlen. Er zog, wie überhaupt Alles, so auch mein Ansuchen in's Spaßhafte und meinte, ich solle doch warten, bis er alt geworden sein würde, dann wolle er mich heirathen. Ich sagte ihm, ich heirathe nicht und möge nicht warten, bis er alt würde. Nun haben wir einen wackern alten Herrn im Komitat, den zweiten Vicegespan Kadartai. Der Mann hatte von

Bruder Napoleon, der auch sein naher Anverwandter ist, so manchen Schabernak auszustehen. Einmal studirte sich der alte Herr Etwas aus, womit er ihm heimzuzahlen gedachte. Es kam zu einer Wette. Bruder Napoleon meinte: um Geld könne er nicht wetten, denn das habe er nicht; aber er wolle das letzte Erbstück seiner Mutter, sein theuerstes Kleinod einsetzen. Er verlor die Wette. Mit Thränen in den Augen versprach er, morgen wolle er dem Onkel, dem glücklichen Gewinner, seinen letzten Schatz schicken, den er von der Mutter ererbt; er bitte ihn nur, den Gewinnst werth zu halten, wie er es wohl verdiene. Der alte Herr war ganz weich geworden und gelobte, den Schatz getreulich bewahren zu wollen. Tags darauf packte dann Napoleon mich hübsch in den Wagen und schickte mich an Kadartai mit einem Empfehlungsschreiben des Inhalts: „Hier sende ich Ihnen mein letztes Juwel, ein Erbe, das ich von meiner Mutter überkommen, Madame Corysande, ein wahres Kleinod. Nun halten Sie sie werth, wie sie es verdient." Der alte Herr empfing mich sehr leutselig und freundlich und ich fand mich in seinem Hause im Schooße einer überaus liebenswürdigen Familie; erst geraume Zeit nachher, als die Geschichte auch dem Fürsten zu Ohren gekommen war, erfuhr ich, wie Bruder Napoleon mich in der Wette verloren habe. Bald darauf ward mir das Glück zu Theil,

vom Fürsten berufen zu werden. Der Fall charakterisirt Napoleon sowohl, als auch den Vater der Prinzessin. Bruder Napoleon hätte mich ganz einfach dem Vicegespan oder auch dem Fürsten empfehlen können; er wollte auch ohne allen Zweifel mein Bestes, aber was er für mich that, wollte er in einer Weise thun, daß ich ihm dafür gleichwohl böse sein solle; der Fürst hinwieder konnte nicht zugeben, daß durch einen Scherz Napoleons die Lage einer Dame in humoristisches Licht gesetzt werde, und brachte mich hierher, wo ich rein nichts thue, als die Prinzessin zu langweilen."

„Im Gegentheil. Amüsiren wir uns denn nicht auch in diesem Augenblicke ganz vortrefflich? Ich bereichere so gerne meine Menschenkenntniß, und Sie, Madame Corysande, sind ja ein wahres Magazin von Daten, die zu diesem Zwecke dienen. Gemachte Romane lese ich nicht gerne, aber einen Roman, der sich im Leben wirklich zugetragen hat, höre ich mit vielem Vergnügen. Bei manchem denke ich über die Fortsetzung nach; ich male mir im Geiste aus, was da nun weiter werden solle? Sie bemerkten zuvor, Madame Corysande, mein Vater habe nicht zugeben können, daß durch einen Scherz Napoleons ein Drittes zu leiden habe und sei bemüht gewesen, die Folgen gutzumachen. Was meinen Sie, in welchen Beziehungen steht mein Vater zu Napoleon?"

„Dieselben sind zweifacher Art, Prinzessin. Einmal

hat der Fürst die Zarkany'schen Besitzungen im Komitat, als dieselben veräußert wurden, an sich gekauft und dabei die Verpflichtung übernommen, aus dem Kaufpreise die Lasten zu tilgen. Das war eine sehr verwickelte Aufgabe."

„Nun und außerdem?" drängte die Prinzessin ungeduldig.

Madame Corysande kam nicht in Verlegenheit.

„Ueberdies ist der Fürst der Obergespan des Komitates. Bruder Napoleon aber ist Stuhlrichter. Es besteht sonach auch eine amtliche Beziehung zwischen den beiden Herren, welche indessen kaum mehr lange währen dürfte."

„Warum das?"

„Weil Bruder Napoleon zum Stuhlrichter nicht taugt. Er treibt mit seinen amtlichen Obliegenheiten Scherz und ist weit eifriger darauf aus, seine Amtsgenossen zum Besten zu haben und sie zu amüsiren, als ihnen in der Erledigung der Geschäfte behülflich zu sein. Er ist der Ansicht, wenn es keine Richter auf der Welt gäbe, so würden die Leute auch keine Prozesse führen. Ein großer Uebelstand ist ferner der, daß er sich gegen seine Vorgesetzten durchaus nicht mit jener Devotion benimmt, durch welche eigentlich die gesellschaftliche Ordnung aufrecht erhalten wird, ja daß er sogar die staatlichen Institutionen weidlich persiflirt."

„Sein jüngster derartiger Fall," fuhr Madame Corysande fort," war folgender: „Zu Beginn der Municipal-Kongregation

stellte er sich gleichfalls in der Komitatsstadt ein; unter Anderen traf er daselbst auf der Straße den Komitats-Oberfiskal. Der redet ihn an: „Was fehlt Dir, lieber Freund?“ In demselben Augenblicke hatte Napoleon auch schon einen Schabernak ausgeheckt, den er dem theilnehmenden Frager spielen wollte. „Ach, ich bin da in einer sehr fatalen Patsche,“ erwiderte er. „Denke nur: führt man mir vorgestern zwei walachische Strolche vor, die des Pferdediebstahls bezichtigt sind. Ich inquirire, überzeuge mich, daß die Anklage begründet ist und lasse kurz resolvirt des anderen Tages Morgens die Kerle aufknüpfen. Erst nachträglich fällt mir ein, daß ich ja eigentlich das Statarialgericht hätte einberufen müssen; dem steht Competenz und Urtheil zu. Nun rathe mir einmal —“ „Oh, oh, lieber Freund, das ist ja eine ganz verzweifelte Geschichte!“ fiel der Oberfiskal entsetzt ein; „doch wir wollen sehen, wie wir die Sache irgend wie applaniren.“ — „Bitte Dich, erzähle nur Niemandem“ — „Ei behüte!“ Selbstverständlich hatte der Oberfiskal nichts Eiligeres zu thun, als in den ganzen Stadt Allarm zu schlagen, welch’ einen schauderhaften Mißgriff Bruder Napoleon begangen habe. Des anderer Tages in der Kongregation erhob sich gegen ihn ein fürchterlicher Sturm der justifizirten zwei Walachen wegen. Als erster Ankläger trat eben der gute Freund, der Ober-

fiskal selber auf. Vicegespan Kadartai sprach über den Fall sein tiefes Bedauern aus, die rumänischen Kongregations-Mitglieder machten eine Nationalitätenfrage aus der Geschichte und die Opposition der Rechten forderte laut die Einleitung der strafgerichtlichen Untersuchung gegen den Stuhlrichter, der in so eklatanter Weise seine Amtsbefugniß überschritten habe. Napoleon ließ ruhig das ganze Donnerwetter über sein Haupt ergehen und erst als der Sturm sich gelegt hatte, holte er zu der lakonischen Vertheidigung aus: „Ich habe ja aber die ganze Geschichte blos geträumt.“ Der Oberfiskal fuhr ihn wüthend an: „Aber — wozu haben Sie mich denn dann um Rath gefragt?“ „Nun was weiter?“ meinte Napoleon; „ich habe Sie eben gebeten, Sie sollten mir rathen, was ich auf den Traum hin für Nummern in die Lotterie setzen solle?“ Das homerische Gelächter, welches den Saal erschütterte, machte es der Versammlung unmöglich, den ernsten Habitus wieder zu gewinnen, der zur Fortsetzung der Berathungen unerläßlich ist. Der Fürst schloß die Sitzung, ließ sich aber dann Napoleon kommen, wusch ihm in ausgiebiger Weise den Kopf und schärfte ihm ein- für allemal ein, der Komitatssaal sei kein Komödienhaus. Wahrscheinlich verkehrt Bruder Napoleon auch eben jetzt in dieser Angelegenheit hier.“

„Es scheint, der Mann hat kein Herz," bemerkte die Prinzessin und bedrohte dabei eine eingemachte Olive mit der Spitze ihrer Gabel, als ob sie ein Männerherz vor sich hätte, welches sie durchbohren wollte.

„Oder dasselbe ist bei ihm wohl verborgen. Wenn ihm ein Mensch unterkommt, der ihm Anhänglichkeit bezeugt, ihm Glauben schenkt und Vertrauen hegt zu seinem Verstande, den pflegt er gerade am allerunbarmherzigsten zum Narren zu haben, das ist Thatsache. Prinzessin pflegen sich ja zum Beispiel auch ganz köstlich zu amüsiren, so oft der Fürst den guten Rentmeister zu Tische hier behält. Der alte Beamte ist ein durchaus wackerer Mann, als Oekonom geradezu unschätzbar, in allen Dingen der Welt und des Lebens aber ganz unglaublich zurückgeblieben. Er liest niemals ein anderes Blatt als die „Posaune von Jericho."

„Der Redacteur dieser „Posaune" ist auch häufig bei uns zu sehen."

„Das Blatt wird vom Fürsten in Gemeinschaft mit mehreren anderen Magnaten und einigen Prälaten soutenirt. Es ist eben ein nothwendiges Organ zur Vertretung jener Interessen, welche in anderen Blättern nicht zum Ausdrucke gebracht werden können."

„Ich habe aber doch niemals gesehen, daß mein Vater sein Exemplar auch nur geöffnet hätte."

„Der Inhalt des Blattes genügt den Ansprüchen des Fürsten nicht besonders. Steht übrigens irgend etwas Interessantes darin, so beeifert sich Herr Dumka, der wackere Rentmeister, es dem Fürsten zur Kenntniß zu bringen. Herr Dumka studirt nämlich sein Exemplar desto sorgfältiger; das Blatt ist eines seiner Orakel. Das andere derselben ist Bruder Napoleon. Es giebt keinen so horrenden Nonsens, den Herr Dumka nicht glauben würde, wenn er ihn in der „Posaune von Jericho“ liest, oder aus Bruder Napoleon's Munde hört. Napoleon weiß das und läßt nun der „Posaune“ aus den verschiedensten Theilen des Landes Nachrichten zugehen, welche Herr Kolompy, der Redacteur, ungelesen zu veröffentlichen pflegt. Diese Gerüchte enthalten die absonderlichsten Wunderdinge. Bald hat man in einer gewissen Ortschaft einen Wunderbrunnen entdeckt, auf dessen Grunde ein Heiligenbild sichtbar ist. Die Ortschaft liegt aber auf einem Berggipfel, wo notorischermaßen weit und breit gar kein Brunnen zu finden ist. Dann wieder wird die prunkvolle Hochzeit eines stattlichen Bräutigams mit einer reizenden Braut geschildert, welche in der oder jener Stadt gefeiert worden sei. Der Primas in Person habe den Trau-Akt vollzogen. Hinterher stellt sich heraus, daß die reizende Braut ein blindes Bettelweib, der stattliche Bräutigam aber der hinkende Nachtwächter der Stadt sei;

Der Primas ist der Vorgeiger (primas) der Zigeunerkapelle. — In einem Wahlbezirke ist einer der populärsten Patrioten, eine unerschütterlich getreue Stütze unserer Principien, zum Abgeordneten-Kandidaten proklamirt worden — der Genannte ist der allbekannte Hannswurst der Ortschaft. Da werden Banken gegründet durch wohlakkreditirte Kompagnien, welche die Behörde — steckbrieflich verfolgen läßt. Einem durchgebrannten Bankrottirer wird der öffentliche Dank für milde Stiftungen votirt. Dann folgen Sensations-Nachrichten: Unter einer Prozession ist die Eisdecke des Plattensees eingebrochen; größerer Glaubwürdigkeit wegen liegen für die Hinterbliebenen der Ertrunkenen fünf Gulden bei. Zu Ostern taucht regelmäßig die Schaudermähr auf, daß die Juden bei ihren haarsträubenden Ceremonien das Blut unschuldiger Christenkinder gebrauchen; die Folge solcher Greuelthaten seien dann Erdbeben und Ungewitter. Aber die Vergeltung bleibe nicht aus! Und Herr Kolompy veröffentlicht all' das Zeug getreulich und scheert sich nicht darum, ob er auch nach acht Tagen dementirt wird."

„Wie mag nur Napoleon auf derlei schale Späße Zeit und Fähigkeiten vergeuden?"

„Vielleicht ist es blos eine Eingebung des Momus, der bloße Hang, Allotria zu treiben, — es ist aber auch möglich, daß ihn tiefer liegende Beweggründe leiten. Viel-

leicht hat er bei diesem Treiben geradezu keinen andern Zweck, als den Fürsten hie und da einmal aufzuheitern, den wir ja so selten lächeln sehen. Nur wenn Herr Dumka mit seiner eigenthümlichen, ernsten Prosopopöe die Früchte seiner Lektüre auskramt, hören wir zuweilen den Fürsten zu unserem nicht geringen Erstaunen sogar in helles Gelächter ausbrechen. Herr Dumka ist ein Instrument, auf welchem Bruder Napoleon spielt; und er hat es in der Kunst, dieses sein Instrument zu spielen, zur Virtuosität gebracht. In jenem Exemplare der „Posaune von Jericho", welches unter Herrn Dumka's Adresse expedirt wird, sind bisweilen die außerordentlichsten Dinge zu lesen. „Der Sultan hat um die Hand der Königin Victoria angehalten und macht Vorbereitungen, zum Christenthum überzutreten." — „Der Papst gedenkt die goldene Rose heuer dem König von Preußen zu verleihen; ein Ereigniß von bedeutender Tragweite!" — „Fürst Bismarck geht als Botschafter nach Paris. Seinen Posten im Ministerium wird Wantrup einnehmen." — „Das Haus Rothschild liquidirt und gedenkt alle seine bisher elocirten Anleihen sofort in Baarem einzufordern." — „In St. Petersburg haben die Nihilisten die Republik proklamirt." — „Der ungarische Reichstag hat beschlossen, Fiume durch einen unter Kroatien wegzuführenden Tunnel wieder mit dem Mutterlande zu verbinden." — „Gesetzentwurf über

die Besteuerung der langen Pfeifenrohre, da durch dieselben der Tabakrauch längere Zeit hindurch genossen wird." — „Demnächst soll im Lande eine geheimnißvolle Bewegung in Gang gesetzt werden. Die Theilnehmer an derselben werden übrigens namentlich aufgezählt, und unter den Genannten figurirt auch Herr — Dumka, der Rentmeister von Etelvar." — All' das erzählt Herr Dumka dem Fürsten mit der Pietät unbedingten Glaubens. Und der Fürst hat gut lachen darüber, Herr Dumka weist ihm die Zeitung vor; da steht Alles gedruckt, und da es später nicht dementirt wird, muß es wohl wahr sein. Die Hexerei geschieht aber folgendermaßen: Die nächste Poststation ist Dancsvar. Die Amtsstube des dortigen Postmeisters ist eine Art Kasino; die ehrenwerthen Besucher lesen die einlangenden Blätter zuvor, dann werden dieselben an die Pränumeranten versendet. In dieser Kompagnie giebt es Juxbrüder genug, die einen Spaß auszuspinnen verstehen. Bruder Napoleon hat ihnen Lettern angeschafft und nun drucken sie all' die Ungereimtheiten, die er ausstudirt, in Herrn Dumka's Exemplar der „Posaune von Jericho" hinein. In dem Blatte pflegen zwischen den einzelnen Rubriken große Spatien zu sein, in welche sich ein oder das andere dieser Entrefilets ganz bequem einschieben läßt. Auf diese Weise bekommt Herr Dumka

ein Extrablatt, welches in usum Delphini direkt für ihn vervollständigt ist."

„Ah, welche Albernheit!" sagte die Prinzessin und lachte wider Willen. „Ich mag die Hofnarren nicht leiden."

„Wollen Sie nicht vergessen, Prinzessin, daß Sie immerhin bereits hoffähig sind."

Die Prinzessin wollte noch mehr erfahren.

„Pflegt er wohl auch gegen Damen so schalkhaft zu sein?"

„Im ausgiebigsten Maße, Prinzessin. Gerade gegen Damen ist seine Manier eine höchst gefährliche. Er weiß den Frauen gegenüber sanft und unterthänig zu thun; er hat gar keinen eigenen Willen; er ist bedingungslos der Sklave Derjenigen, der er huldigt; er ist allen ihren Launen dienstbar; er sagt ihr keine Komplimente, aber er weiß die guten Eigenschaften seiner Dame herauszufinden, und streut denselben Weihrauch. Dabei bleibt er immer um einen Schritt hinter der Grenze zurück, bis zu welcher er gehen dürfte. Er läßt sich als Spielzeug gebrauchen, läßt sich eher suchen, als daß er sich vordrängen würde und weiß eine ganze Gesellschaft von Damen so lebhaft zu unterhalten, daß jede Einzelne glauben mag, sie sei die Erwählte seines Herzens. Dann wieder weiß er so reizend zu schweigen und nur die gefährlichen, tief feurigen, nußbraunen Augen

reden, so zwar, daß „Eine“ mit Bestimmtheit daran glauben muß: „Ich bin die Erkorene“.

Das Antlitz eines der drei Mädchen ward bei diesen Worten röther, als es bisher gewesen.

„Und doch ist Alles nur Scherz und Gaukelspiel von ihm. Er betrügt Alle. Es ist jetzt etwa ein Jahr her, da machte er vier schönen Mädchen zu gleicher Zeit den Hof und jede von den Vieren konnte sich füglich dem Wahne hingeben, sie halte den Schmetterling fest. Er trug damals einen wunderschönen, krausen Schnurbart, den ersten Schmuck seiner Jugend. Mit einemmale erschien er bei einer Tanzunterhaltung im Herbste ohne Schnurbart. Die Oberlippe war glatt rasirt. Alle Welt bedauerte ihn und machte ihm Vorwürfe, daß er sein Gesicht der schönen Manneszierde beraubt habe. Am meisten waren seine Auserwählten darüber ungehalten. Es gelang ihm aber, sie zu versöhnen.

„Hat er ihnen vielleicht den abrasirten Schnurbart zum Geschenke gemacht?“ meinte Raphaela und warf die Lippen auf.

„Jawohl. Nur nicht den echten, der auf seiner Lippe gewachsen war, sondern je ein Büschel von der Bartseide einer in der Havanna heimischen Wasserblume; in getrocknetem Zustande gleichen diese Fäden mit ihrer mahagonibraunen Farbe täuschend dem Schnurbarte eines Mannes. Damit beschenkte er die Mädchen. Und die vier armen Geschöpfe

tragen die Blüthenseide der „Zea mais havannensis" sicherlich noch heute mit vieler Pietät in ihren Medaillons.

„Ah, das ist ja aber eine Infamie!" rief die Prinzessin zornig aus und durchbohrte mit den Gabelzinken die Olive. Sie dachte dabei, wie es wohl der Mühe werth wäre, das ganze verhöhnte Frauengeschlecht an dem Verwegenen zu rächen und das Sacrilegium mit entsprechender Grausamkeit zu bestrafen.

Und das Gesicht eines der drei Mädchen war bei jenen Worten bleicher geworden, als es zuvor gewesen.

„Und waren die Damen schön?" fragte die Prinzessin weiter.

„Prinzessin mögen das selbst beurtheilen; ich habe ihre Photographien in meinem Album."

Raphaela ließ das Album aus Madame's Zimmer bringen. Es enthielt hundertsiebenundzwanzig Porträts, die Meisterwerke von Photographen, die in den verschiedensten Gegenden und Ländern grassiren, Konterfeis halb weiß und halb schwarz, in Todesangst lächelnde Gesichter, in die Sonne blinzelnde Physiognomien, problematische, wider den leeren Raum gestemmte Posituren, von aller Welt verstoßene, grämliche Kumpane, Männer mit den unmöglichsten Fußstellungen, mit übereinander verschränkten, auf Stühle und Tische gelagerten Beinen, lebendige Menschen mit ge-

brochenen Hälsen und fürchterlich anzuschauende Todte, die verzweifelte Anstrengungen machen, zu lächeln; lebenswahr getroffene, glänzend gewichste Stiefel und freigebig vergrößerte Nasen, einheimische Mohren und weltberühmte Ballköniginnen, in Kostümen aus allen Perioden der Mode verewigt.

Und von all' den hundertsiebenundzwanzig Leuten kennt Madame Corysande die vollständige Lebensgeschichte. Ja, sie kennt sogar die Geschichte jenes Hundertundachtundzwanzigsten, für dessen Porträt eine der umrahmten Stellen des Albums leer geblieben ist. Jedes Blatt enthält nämlich vier solcher Stellen für ebensoviele Bilder.

Doch wir wollen uns beeilen, sofort einen Irrthum zu berichtigen, der uns auf den ersten Blick mit unterlaufen ist. Das Album enthält nicht die Porträts von hundertsiebenundzwanzig, sondern blos von hundertvierundzwanzig verschiedenen Personen. Ein Blatt weist nämlich in allen vier Rahmen Bruder Napoleon in vier verschiedenen Ausgaben. Das erste Bild zeigt ihn in ungarischer Volkstracht, den nickenden Busch von Marienflachs auf der runden Mütze, die kurze Pfeife im Munde, die Hetzpeitsche in der Hand, so recht, was man einen kecken Nyèri „pajko's“ nennt. Das zweite Bild zeigt einen zerlumpten Handwerksburschen, ein Gesicht mit flehender Miene, voll schalkhafter,

geheuchelter Unterthänigkeit; in der Hand hält die Figur einen verknüllten Cylinder; das Ganze sieht aus, als ob er um jedes Gewandstück, ja, um jeden seiner Gesichtszüge, irgend einen desperaten Trödler zu Grunde gerichtet hätte.

„Wie oft habe ich den Schelm wegen dieses Bildes herzinniglich bedauert!" sagte Madame Corysande. „Er erzählte, so habe er ausgesehen, als er eines Tages von Budapest habe durchbrennen müssen; er habe all sein Geld bis auf den letzten Heller verthan gehabt, habe sich zu Fuß auf den Weg gemacht und sich so mit dem Hut in der Hand durch das halbe Land bis nach Hause durchgefochten. Eine volle Woche lang wußte er jeden Tag eine neue jammervolle Situation zum Besten zu geben. Erst später gestand er, daß auch nicht ein Wort von Allem wahr sei. In Budapest war eine Dilettantenvorstellung veranstaltet worden und er spielte dabei einen verlotterten Thunichtgut. In dieser Rolle zeigt ihn das Bild."

„Welch ein Gegensatz zwischen diesem und dem ersteren Bilde."

„Und vollends zwischen diesem und dem dritten."

Das dritte Bild war jenes schnurbartlose Gesicht; dazu modernes Ballkostüm: schwarzer Frack, weiße Weste, Klapphut; der Gesichtsausdruck ist fein und distinguirt, die zwanglose Eleganz desselben hatte selbst der Photograph

nicht zu verhunzen vermocht. Ein vollkommenes Diplomaten-gesicht, und damit die Täuschung desto größer sei, funkelt an dem schwarzen Frack mitten auf der Brust der große Stern der Geheimrathswürde, den jedoch, in der Nähe besehen, der aus der Mitte hervorlächelnde Amorskopf als einen — Kotillon-Orden erkennen läßt.

„Und nun das vierte Bild.“

Dieses ist wieder der vollkommene Gegensatz der drei früheren. Ein ernstes, offenes Mannesantlitz von geradem Ausdrucke. Die Gestalt trägt ungarisches Galakostüm. Ein Herr im wahrsten Sinne des Wortes, ein ritterlicher Kämpe.

Welches von all' den Bildern ist nun das wahre?

Von den vier Rahmen des gegenüberstehenden Blattes zeigen drei die Bilder ebenso vieler jugendlicher Frauen-schönheiten; Madame Corysande, die kleine Bosheit, hatte sie absichtlich also gruppirt.

„Das sind die zum Besten gehaltenen Schönheiten.“

Madame Corysande beeilte sich, zu bemerken, daß dieselben in der Wirklichkeit weit schöner seien.

„Nun, und die vierte?“ fragte Raphaela.

„Deren Porträt vermochte ich mir nicht zu beschaffen; leider — denn sie ist die schönste von den Vieren.“

Die Prinzessin blättert in dem Album und unterhält sich damit, an den Männerköpfen Lavater'sche Studien zu

machen. Es ist das eine sehr unersprießliche Beschäftigung, denn das dreibeinige Ungethüm, welches uns bereits hier auf Erden unsterblich macht, pflegt in der Regel in jedes Männergesicht entweder etwas von Verrücktheit, oder etwas von schlechtem Gewissen hineinzuschwärzen. Man getraut sich mit seinem eigenen Porträt kaum mehr in Einem Zimmer zu schlafen.

Als Raphaela das ganze Album bis zu Ende durchblättert hatte, wendete sie sich an Livia.

„Sieh doch! Dein Porträt fehlt hier."

„Ich habe keine Photographie."

„Willst Du Dich auch niemals photographiren lassen?"

„Nein."

„Weshalb nicht?"

„Wer sich meiner erinnern will, mag es ohne Photographie."

„Siehst Du, das ist Charakter."

Aus dem Album.

Die Herren waren von der Jagd zurück und begaben sich für die Zeit bis zur Speisestunde in ihre Zimmer, um sich umzukleiden.

Fürst Max Etelvary's Hausstand war gewöhnlich auch ohne Gäste zahlreich genug. Wenn er auf seiner Herrschaft wohnte — im Frühjahr und im Herbste — waren sein Leibarzt, der Rentmeister der Herrschaft Etelvar, der Sekretär und der Probst von Etelvar um ihn.

Ja, ja, die fürstliche Herrschaft Etelvar hat ihren eigenen Probst. Die fürstliche Familie selbst hat dieses Benefizium gestiftet, dessen Einkünfte anderthalb Ministerbezügen gleichkommen. Bei Vakanzen steht dem jeweiligen Haupte des fürstlichen Hauses die Kandidation zu. Der Probst von Etelvar ist ein völlig unabhängiger Prälat.

Der dermalige Probst Reverendissimus D. Timotheus Barcsak, vulgo Pater Timothee genannt, war ehedem

Regiments=Pater bei den Husaren gewesen; unter der Reverenda trägt er heute noch die rothe Husarenhose und Sporenstiefel. Er ist eine kräftige, von Gesundheit strotzende Gestalt mit kugelrundem, geröthetem Gesichte und militärischer Haltung. Se. Hochwürden ist insbesondere dadurch eine bemerkenswerthe Persönlichkeit, daß er grob und ungeschminkt überall und Jedermann die Wahrheit zu sagen pflegt. So dem Fürsten selbst, der Prinzessin, den jungen Damen, Madame Corysanden, so in den Komitats=Kongregationen den Rednern, der Kommunität, dem Präsidenten; dagegen ist Niemand geschützt, weder durch Ueberlegenheit, noch durch Unterthänigkeit, weder durch Anhänglichkeit, noch durch Schmeichelei. Man ist keinen Augenblick sicher, ob Pater Timothee nicht nach vorn oder nach rückwärts, nach oben oder nach unten einen Hieb zu führen gedenkt.

Se. Hochwürden ist der Erste, der zum Diner erscheint; daran ist er noch vom Refektorium her gewohnt. Bevor er in den Salon des Fürsten tritt, nimmt er seinen Weg an der Küche vorbei, um sich beim Koch nach dem Menu zu erkundigen; dann wirft er einen Blick in den Speisesaal, überzählt die Couverts und conferirt mit dem Kellermeister über die Qualitäten der Weine, welche heute servirt werden sollen; nun erst geht er in den benachbarten Saal hinüber. Es ist das das Conversationszimmer. Hier ist — außer

der Spieluhr noch Niemand anwesend. Der geistliche Herr zieht die Schnur und läßt sich einmal das „Busul a lengyel“ aufspielen; dann tritt er in das Lesezimmer. Der runde Tisch ist mit Zeitungen bedeckt: doch damit pflegt sich Se. Hochwürden nicht den Appetit zu verderben. Weiterhin in der Reihe der Gemächer folgt der Waffensaal, welcher in der Regel dem männlichen Theile der Gesellschaft zum Versammlungsorte dient. Auch hier ist noch Niemand. Von da aus führt eine geschlossene Thür in das Schlafzimmer des Fürsten. Der kirchliche Würdenträger hat auch hier jederzeit freien Zutritt; er klopft an und öffnet die Thüre. Im Zimmer sind der Fürst und der Leibarzt anwesend.

Der Fürst ist ein Mann von vierundfünfzig Jahren, eine hochaufgerichtete Gestalt. Die Gesichtszüge erinnern lebhaft an die Ahnherren des Hauses, deren Bildnisse im Wappensaale auf die neue Generation niederschauen. Nur ist das Antlitz des Lebenden bleicher, als die Gesichter jener gemalten Spukgestalten; der Fürst scheint kaum zu leben; er spricht selten und auch nur dann leise flüsternd; sein dichtes Haupthaar ist schneeweiß, während die starken Brauen und der kurz geschnittene Schnurbart ihr ursprüngliches Schwarz bewahrt haben. Der Fürst leidet an einem chronischen Herzübel, und das sieht man ihm an; er macht

den Eindruck, als ob er fortwährend dem unregelmäßigen Pochen seines Herzens lauschen würde.

In diesem Augenblicke nimmt er eben auf Ordination seines Arztes ein beruhigendes Pulver. Die Jagd hat ihn aufgeregt.

Der Arzt, seit Jahren ein getreuer Klient der fürstlichen Familie, ist sein steter Begleiter: ein Mann von umfassendem Wissen und vieler Erfahrung; sein einziger Fehler ist der, daß er nicht die Gabe hat, was er weiß, auch auszusprechen. Er wäre nicht im Stande, einen Toast loszulassen, und wenn er damit einen Todten zum Leben zu erwecken vermöchte. Wenn er anhebt, eine Geschichte zu erzählen, so muß ihm hinterher regelmäßig der Zuhörer aus der Patsche helfen, sonst bleibt er gründlich stecken. Niederzuschreiben wüßte er seinen Vortrag in gelungener Weise, er führt eine gediegene Feder; disputiren aber ist ganz und gar nicht sein Fach.

Ein wahrer Quälgeist für den Doktor ist der Probst. Der Pfaffe ist ein Torquemada; ja, was mehr: er ist Homöopath. Er rühmt sich gegen Doktor Barbo bei jeder Gelegenheit, wie viele Hunderte von Menschen er zur Zeit der großen Cholera hier im Dorfe mit Veratrum kurirt habe.

Nach der ersten Begrüßung wendet sich der Probst an den Arzt.

„Herr Doktor, wissen Sie wohl, weshalb Palmer in London zur Garotte verurtheilt wurde?“

Der Arzt sieht betreten den Fragenden an und dieser giebt auch gleich die Antwort an seiner Statt.

„Weil er seiner Frau vier Gran Digitalis eingegeben hatte. Der wievielste Gran ist denn diese Dosis bereits, Herr Doktor?“

„Hochwürdiger Herr!“ erwiderte der Arzt und ward roth im Gesicht; „die ärztliche Wissenschaft . . .“

Doch er brachte seinen Satz nicht zu Ende.

Schon seit lange trägt sich der Doktor mit dem Vorsatze, dem Pfaffen bei nächster Gelegenheit eine vierundzwanzigpfündige Grobheit an den Kopf zu werfen, welche ungefähr lauten sollte: „Die ärztliche Wissenschaft ist — kein Brevier.“ — Wenn der heißblütige Geistliche dieses Wort hört, trifft ihn unfehlbar der Schlag. So oft also der Doktor in der Mitte seines Satzes angelangt ist, thut es ihm denn doch immer wieder leid um den Mann und er hält inne, um ihn noch ein wenig weiter leben zu lassen.

„Ach Du glorreicher Hufeland!“ seufzte der Probst, um den kapitulirenden Gegner noch recht weidlich zu ärgern.

Indessen wurden aus dem Nebensaale her nahende Schritte hörbar und gaben der Scene eine neue Gestaltung.

Von der Eingangsthüre zum Zimmer debattiren zwei Männerstimmen über die „Posteriorität" des Eintrittes.

„Bitte, Sie sind der Aeltere." — „Dem Range nach sind Sie der Erste." — „Ecclesia praecedit." — „Ich gehöre zum Hause."

In der That mußte Bruder Napoleon zuerst eintreten. Der andere Herr, der ihm die Primogenitur dergestalt aufoktroyirt hatte, war Herr Kolompy, der Eigenthümer und Redakteur der „Posaune von Jericho": Ein Mann der Kirche insofern er den Geistlichen, — und zum Hause gehörig, insofern er dem Fürsten das Geld verzehren half.

Uebrigens erfreute sich Bruder Napoleon unter Seinesgleichen allgemein des Vorrechtes, daß man ihm allenthalben den Vortritt ließ. An der Art und Weise, wie er sich benahm, sahen dann die Anderen ab, wie sie sich zu verhalten hätten. Sie waren seine Nachbeter. Einmal hatte sich ihm auf einem Balle zufällig die Kravatte verschoben; binnen einer halben Stunde trugen die Tänzer sammt und sonders die Maschen ihrer Kravatten schief nach der Seite hin.

Dermalen möchte Herr Kolompy durch Napoleon gerne das große Problem gelöst haben, ob es üblich und schicklich sei, dem Fürsten die Hand zu küssen, wenn man in sein Zimmer tritt. Er hatte es bisher nie gethan und machte sich fortwährend Skrupel darüber, ob er sich durch diese

Unterlassung nicht etwa eines argen Verstoßes gegen die Regeln der Etiquette schuldig mache.

Napoleon von Zarkany ist eine schlanke, nahezu klafterhohe Gestalt; er trägt den Kopf ein wenig gesenkt, wie Jemand, der daran gewöhnt ist, sich zu Jedermann herabbeugen zu müssen, wenn er anders Aug' in Auge mit den Leuten reden will. Und in seinem Auge liegt ein eigenthümlicher Zauber; es strahlt fortwährend Heiterkeit; selbst beim Fechten, und zwar nicht selten auch im Ernstfalle, wo die Gegner, die Waffe in der Faust, nach der Kartellregel einander ununterbrochen in die Augen schauen müssen. Der sanfte, halb scherzhafte, halb verliebte Strahl dieses Auges giebt auch nicht für einen Moment einem wilden Blitzen Raum. In jeder seiner Bewegungen liegt eine gewisse angeborene Anmuth, welche bei einer so hochgewachsenen Gestalt geradezu auffällt. Jedermann kennt ihn dafür, daß er gerne alle Welt zum Besten zu halten pflegt; aber sein Blick ist so vertrauenerweckend, daß ihm gleichwohl Jedermann glaubt.

Bruder Napoleon trat vor den Fürsten und küßte ihm die Hand.

Es war das nicht Gebrauch, kein Postulat des Wohlanstandes, sondern eine ausnahmsweise, nur ihm zugestandene Vergünstigung: die stillschweigende Anerkennung eines unnennbaren, zärtlichen Verhältnisses.

Allein Herr Kolompy, der ihm folgte, nahm es für eine bindende Norm und beeilte sich, auch seinerseits diesen Zoll der Ehrerbietung abzutragen; er schmatzte dem Fürsten Eins auf die Hand, daß er damit alles bisherige Versäumniß dieser Art wettmachte.

Damit war er aber Bruder Napoleon — wie man zu sagen pflegt — auch schon geliefert.

Sowie dieser merkte, daß ihm sein geehrter Freund aufgesessen sei, beeilte er sich, ihn nun auch durchzulassen. —

Er that einen Schritt weiter und küßte auch dem Doktor die Hand.

Und die Folge davon war richtig die, daß Kolompy in seiner gewohnten Perplexität dem Doctor gleichfalls die Hand küßte.

Der Dritte der Anwesenden war der Propst. Dem schüttelte Napoleon herzhaft die Hand und rief ihm entgegen: „Servus Pater!"

Nun erst ging Kolompy ein Licht auf. Er hielt noch immer die Hand des Arztes in der seinigen. Die beiden Herren sahen betreten einander an; dem Einen war es, als müßte er den ungebührlich geleisteten Handkuß zurückfordern, dem Andern, als müßte er denselben zurückerstatten.

Schließlich war doch der Doktor gescheidt genug, ihn nicht zurückzugeben.

Der Probst lachte laut auf. Er vermochte nicht an sich zu halten, wenn ihn das Lachen anwandelte. Er drohte Napoleon mit der Faust, der alle Welt zum Narren halte und dabei thue, als wüßte er von Nichts.

„Nun, was haben Sie denn wieder geträumt?“ fragte ihn der Probst. Es war dies eine Anspielung auf die geträumte Exekution.

„Ich träume hier immer nur vom Paradiese, hochwürdiger Herr,“ erwiderte Bruder Napoleon salbungsvoll.

„Oho! Sie kommen dahin doch ganz gewiß nicht, protestirte der Mann der Kirche. Das wäre Ihnen wohl so recht ein willkommener Sport, Sanct Abraham selbst zum Besten zu halten! Aber dort giebt es für Sie nun und nimmermehr Quartier.“

„Meine Ansprüche sind nicht groß, hochwürdiger Herr. Mein hochgeehrter Protector hier wird mir, wenn er in's Himmelreich eingeht, wohl eine Bettstelle in seinem Kämmerlein reserviren.“

Dabei zeigte er auf unsern Freund Kolompy.

Der Mann der „Posaune von Jericho“ ist eine kleine, untersetzte Gestalt; vom Wirbel bis zur Zehe ist an ihm Alles und Jedes Demonstration.

Das glattrasirte Kinn demonstrirt den loyalen Unterthan, der kühn aufgewichste Schnurbart den unerschütterlichen

Patrioten; die antiken Knöpfe seiner Attila bekunden den Hort der Traditionen von Alters her; der eine seiner Chemisetteknöpfe ist eine Lilie; diese demonstrirt für die Wiederherstellung des Legitimismus, — der andere ist ein Todtenkopf, der giebt Zeugniß dafür, daß sein Träger Mitglied des Antonius-Vereins ist; von den Breloques, welche er an der Uhrkette trägt, ist die eine ein St. Georgspfennig, das Abzeichen des christkatholischen Sportsman, die andere ein Schreibzeug in goldener Kapsel, welches den Ritter vom Geiste andeutet; auf den Knöpfen seiner Weste prangt die St. Stefanskrone als Emblem der angestammten Verfassung, am kleinen Finger seiner rechten Hand ein Wappenring als Nachweis der aristokratischen Qualität seines Eigenthümers; ja nach dem Zeugniß der Dienerschaft trägt er sogar in den Stiefelsohlen das Landeswappen eingravirt. Was er spricht, demonstrirt gleichfalls durchweg die Festigkeit seiner Gesinnung und Ueberzeugung.

Diesmal läßt ihn indessen der Probst nicht zu Worte gelangen.

„Der Patron da wird selber gar einen Protector brauchen, um in den Himmel zu kommen.“

„Weshalb denn?“ rief Herr Kolompy mit demonstrativem Entsetzen, wie Einer, der das für den gräßlichsten Schlag erachten würde, der ihn treffen könnte.

„Weil Du ein Zeitungsschreiber bist.“ (Se. Hochwürden hatte guten Grund, Herrn Kolompy zu dutzen.) „Jeder Zeitungsschreiber sündigt jede Woche sechsmal gegen alle zehn Gebote der Reihe nach, von dem ersten angefangen: „Du sollst Dir keine Xylographien machen!“ bis zu dem letzten: „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Abonnenten.“

„Wenn dem so wäre, so würde sicherlich der Segen des Himmels nicht auf uns ruhen,“ vertheidigte Herr Kolompy großmüthig sich sammt seinen Berufsgenossen.

„Himmelssegen? Ach ja, er ist darnach, der Segen, der auf Euch ruht, das muß ich sagen! Was erhält denn das Bischen Leben und Athem in Euch? Die Subvention, und nichts Anderes. Bist Du etwa nicht auch jetzt wieder um etwas Futter hierher gekommen?“

Se. Hochwürden war ein überaus aufrichtiger Mann. So oft Freund Kolompy in Fürst Etelvary's Schloß erschien, pflegten den Besuch jedesmal auch einige von des Probstes Engel zu betrauern (von der Gattung nämlich die auf den Banknoten gezeichnet sind.) Daher die grausame Anzüglichkeit mit dem Futter.

„Die schweren Zeiten . . . . die Glaubenslosigkeit der Menschen . . . . der Indifferentismus . . . .“ stammelte der große Meister der Buchstaben, auf die Ursachen seiner Kalamitäten hinweisend.

„Ah was da, grollte der Prälat in gerechtfertigtem Verdruß. Ihr versteht eben die Sache nicht. Wer eine Zeitung in Händen hat, dem ist damit der Schlüssel zu den Kisten und Kasten des Publikums gegeben. Wenn von fünfzehn Millionen Seelen nur jeder Tausendste auf Dein Blatt pränumerirt, so bist Du ein Fürst und kannst uns traktiren. Warum weißt Du sie nicht zu fangen? Wir haben Dir die ganze Welt anheimgegeben, wie jener Zigeuner seinem Sohne — woran liegt es, daß Du nicht leben kannst von dieser Deiner Domäne? Du hast das Privilegium, das Volk zu besteuern, lerne doch auch die Kunst, die Abgabe einzutreiben."

Diese Kunst verstand Herr Kolompy in der That nicht und war daher auch gar sehr in Verlegenheit, wie er sich vertheidigen sollte.

Bruder Napoleon eilte ihm zu Hülfe.

„Mir schwant, als ob da Verrath im Spiele wäre," sagte er mit wichtigthuender Miene. Der Handelsminister ist bekanntlich Freimaurer.

„Ah! Sollte das wahr sein?" stammelte Kolompy verwundert.

Bruder Napoleon bestätigte seine Behauptung durch geheimnißvoll thuendes Augenzwinkern.

„Er ist sogar Mitglied des hohen Rathes und der

präsumtive Candidat für die Würde des Großmeisters. Als der Prinz von Wales hier weilte, der bekanntlich der oberste Meister aller Freimaurerlogen ist, strömten alle Brüder des Ordens aus ganz Ungarn bei ihm zusammen; die Berathungen währten die ganze Nacht hindurch und um einen plausiblen Vorwand für die Conferenz zu haben, ließ sie der Prinz in einem quasi Macao an hunderttausend Pfund gewinnen. Das war die geheime Subvention."

„Ah! Und für mein Blatt hat man mir den Hergang ganz anders geschrieben."

„Man hat Sie einfach dupirt. O sie sind gar schlau! Die Postmeister — das ist längst konstatirt — gehören alle durch die Bank zum Bunde der Freimaurer. Das erklärt zur Genüge, warum die glaubenstreuen Blätter so wenige Pränumeranten haben. Wissen Sie, wie es diese Postmeister draußen am flachen Lande treiben? Wenn Jemand kommt, um auf die „Posaune von Jericho" zu pränumeriren, suchen sie ihn davon abzubringen. Sie machen ihm weiß, das Blatt werde eingehen und sein Geld sei dann verloren; sie tragen ihn selbst gegen seinen Willen in die Pränumerationslisten anderer Blätter ein. Beharrt er nichtsdestoweniger bei seinem Vorsatze, so chikaniren sie ihn auf alle mögliche Weise. Jede zweite Nummer des Blattes bleibt aus; oder er bekommt anstatt der „Posaune" irgend ein obscures,

slovakisches Winkelblättchen. Und das geht so lange fort, bis ihm die Geschichte zu bunt wird, bis er die Pränumeration aufläßt. Wenn sich aber trotz alledem die Getreuen so massenhaft um das erkorene Banner schaaren, daß es absolut nicht möglich ist, die gute Sache zu unterdrücken, wissen Sie, was sie dann thun? Ganz dasselbe, was mein glorreicher Namensbruder in Paris gegen die liberalen Blätter praktizirt; sie fälschen die „Posaune von Jericho" in einer geheimen Redaktion, drucken sie in einer geheimen Druckerei neuerdings und lassen das also gefälschte Blatt durch ein geheimes Expedit an die Pränumeranten versenden."

Kolompy sah den Fürsten an, als ob er ihn fragen wollte, ob es auch gestattet sei, in seiner Gegenwart derlei Ungeheuerlichkeiten zu glauben?

Der Probst aber fragte nicht um Erlaubniß.

Er schlug sich auf den Bauch und hob hellauf zu lachen an.

„Bravo Napoleon! Möchten Sie nicht gefälligst meine Nachtmütze zum Narren halten, nicht aber mich! Minister, königliche Prinzen und alle Freimaurer insgesammt haben wohl nichts Besseres zu thun, als sich gegen ein ungarisches Duodezblättchen zu verschwören! Das Ding geht schon von selber ein, weil es ungenießbares Zeug ist." —

Dieses Wort ließ Herrn Kolompy ganz und gar ver-

gessen, vorerst den Fürsten anzusehen, um ihn um Erlaubniß zu bitten, in Harnisch gerathen zu dürfen. Bei diesem Worte fängt der Redacteur an, Mensch zu sein.

„Was . . . ? Die „Posaune“ wäre ungenießbar? Ja und warum denn?“

„Weil das Krims-krams nicht redigirt ist. Da steht Kraut und Rüben Alles kunterbunt durcheinander. Und geht man dem Redacteur irgend eines Unsinns wegen zu Leibe, so giebt er zur Antwort, er habe sein eigenes Blatt nicht gelesen. Und dann ist das Zeug roh und grob und die pure Wortkrämerei.“

Schwere Anklagen!

Doch Bruder Napoleon ist auch schon mit seinen Intervention zur Hand.

„Au contraire! Ich habe an der „Posaune“ gerade das auszusetzen, daß sie allzu zahm ist, daß sie mit den Gegnern viel zu sanftmüthig umspringt. Sie ist lange nicht zelos genug.“

Das war nun aber zu arg! Durch den Vorwurf, sein Blatt sei grob, hatte sich Herr Kolompy nur geehrt gefühlt; die Anklage aber, er behandle seine Gegner zu manierlich, die nöthigte ihn, zu allen denkbaren Vertheidigungsmitteln zu greifen. Er war in ein Kreuzfeuer gerathen und machte Front — gegen Bruder Napoleon.

„Ich denke," entgegnete er mit dem vollen Eifer eines Patrioten, der sich der Erfüllung seiner Pflicht bewußt ist, „ich denke ich habe den Feinden der heiligen Sache stets in der schonungslosesten Weise die Wahrheit gesagt."

„Ach ja, die Wahrheit! Die Wahrheit mag der Geistliche auf der Kanzel, mag der Inquisit vor dem Richter sagen; aber Sache eines Journalisten, dem ein erhabenes Ziel vorschwebt, ist es nicht, die Wahrheit zu reden. Blos das drucken zu lassen wollen, was wahr ist, hieße nichts Anderes, als den Mondschein mit der Kerze beleuchten wollen. — „Wir müssen verdächtigen!" hat der große Szechenyi gesagt. Und wie sagt der wackere Albufeda in seinem Buche „De insidiis" Seite 456: „Ist dein Widersacher ein böser Mensch, so mutze du ihm auf, er sei ein Verbrecher. Es ist kein Zweifel, daß er das Verbrechen, dessen du ihn zeihest, entweder schon begangen hat, oder noch begehen wird; ja was mehr: selbst wenn er gar nie die Absicht gehabt haben sollte, sich die Schlechtigkeit zu Schulden kommen zu lassen, so wird er, wenn sie ihm nun schon einmal angedichtet ist, nun erst Lust dazu bekommen." Das müßte die Devise, das Programm der „Posaune" sein. So müßte man mit den Gegnern der gerechten Sache umspringen. Anschuldigen, ihren geheimen Missethaten nachspüren. Leugnen

sie, so sind sie um so verdächtiger. Die Gläubigen glauben jedenfalls uns."

Der Probst lachte hellaut, der Fürst dagegen verzog keine Miene. Der große Meister der Neuigkeiten-Fabrikation sah unentschieden bald in das lachende, bald in das ernste Gesicht und erwog, was da nun wohl Scherz, was Ernst sein möge?

Es war ein Glück für ihn, daß soeben noch ein weiterer Gast ankam: der Rentmeister.

Der wackere Herr rieb sich die Hände, denn es war kalt draußen und er pflegt Handschuhe nur im Zimmer anzuziehen, wenn Damen zugegen sind. Herr Kolompy nahm dieses Handreiben für Aneiferung und Ermuthigung.

„Kommen Sie, Spectabilis, ich beschwöre Sie; kommen Sie mir zu Hülfe. Sehen Sie nur, wie man hier der „Posaune" nahetritt."

Der Herr Rentmeister legte den Zeigefinger an die Nasenspitze und gab das Feldgeschrei ab:

„Die „Posaune von Jericho" soll leben! Eljen! Gott lasse sie gedeihen noch viele Jahre lang!"

„Das ist der Getreueste meiner getreuen Leser! rief Herr Kolompy und klammerte sich an den Arm des Neuangekommenen. Zu jedem Semester ist er der erste von allen Pränumeranten im Hauptbuche."

„Jawohl und ein gewissenhafter Leser obendrein. Ich lese das ganze Blatt, bis hinab wo am Schlusse steht: „Gedruckt bei Gyurian u. Bago". Die „Posaune von Jericho" ist ein sehr gutes Blatt, das beste Blatt von allen!"

„Lesen Sie denn auch andere Blätter durch, Herr Rentmeister?" begann der Probst zu häkeln.

„O nein, bitte sehr! Aus den heidnischen Blättern lese ich nur die Neuigkeiten, und daher weiß ich eben, daß die „Posaune" weit über allen anderen Blättern steht, denn in der „Posaune" finde ich jeden Tag Neuigkeiten, insbesondere Telegramme, wie sie in keinem anderen Blatte zu finden sind."

Kolompy war über das Lob einigermaßen betreten. Das war denn doch ein wenig zu viel des Guten. Er wußte recht wohl, wie er seine Neuigkeiten aus einem Dutzend anderer Blätter mit Hülfe der Scheere zusammen zu „redigiren" und an Telegrammen dem guten Publikum immer hübsch altbackene, gestrige vorzusetzen pflege, damit es sich den Magen nicht verderbe. Jede andere Lobpreisung würde er sich gefallen lassen haben, nur diese nicht.

Zu ironisiren aber, das liegt ganz und gar nicht im Naturell des großen Oekonomen. Er spricht immer gerade von der Leber weg. Er dient auch sofort mit Illustrationen zu seiner Behauptung.

„War es etwa nicht die „Posaune“, die zu allererst die Nachricht brachte, daß Rothschild Palästina gekauft hat und nun die sämmtliche Judenschaft aus aller Herren Länder dahin zu versammeln gedenkt? Oder die Meldung, daß alle drei Söhne Bismarcks gleichzeitig Mönche geworden sind — der Eine Franziskaner, der Andere Dominikaner, der Dritte Templarier — ?“

„Oh oh!“ rief der Redacteur verdonnert aus; Templarier. Das war denn doch zu stark!

„Und in der nächsten Nummer stand dann die Erklärung dazu: Der Orden der Tempelherren ist wieder hergestellt worden und hat seine sämmtlichen Besitzungen zurückerhalten.“

Das hatte Herr Kolompy in der That in seinem Blatte nicht gelesen.

Das Gesicht des Probstes war vor Lachen nachgerade lilafarben geworden. „Gnade, Gnade!“ rief er keuchend; „Hören Sie auf, sonst muß ich bersten!“

Der wackere Landwirth meinte aber Alles, was er sagte, in vollem Ernste.

„So giebt es auch in der jüngsten Nummer, die soeben angekommen ist, der überraschenden Nachrichten die schwere Menge, die in anderen Blättern nicht zu finden sind. — „In Monaco ist die Revolution zum Ausbruche

gekommen." — „Die Aschantis haben die englische Flotte in den Grund gebohrt." — „Nena Sahib ist zur Würde eines englischen Peers erhoben worden." — „Die drei nordischen Großmächte haben die Vertreibung der Türken aus Europa beschlossen. Constantinopel ist zum künftigen Sitze des Papstes ausersehen."

„Per amorem Dei — hören Sie auf!" rief der Probst, der vor Lachen nicht mehr zu Athem kam, indeß Herr Kolompy sich die Hand vor den Mund legte und erstaunt den Kopf schüttelte.

„Bitte sehr, das steht Alles hier gedruckt!" sagte der Rentmeister und zog die „Posaune" aus der Tasche. „Tessék, da haben wir's. — Ah, schau, schau, da stehen auch noch andere Dinge, die ich bisher gar nicht beachtet habe. Da ist ein Telegramm aus Rom: „Timothee, der Bischof von Etelvar, ist exkommunizirt worden. Der Grund dieser Maßregel sollen seine rothen Hosen sein."

„Daß Euch das Donnerwetter!" fuhr der hochwürdige Herr, jede Rücksicht beiseite setzend, auf.

„Da steht es," sagte der Rentmeister und hielt ihm das Blatt vor die Augen. „Es ist gedruckt."

„Das ist nicht möglich!" schrie Herr Kolompy elektrisirt. „Das steht nicht in meinem Blatte! Diese Nummer habe ich selber revidirt."

„Und doch steht es da.“

„Wie ist denn das aber möglich?!“

„Meine Herren!“ redete nunmehr Bruder Napoleon in beruhigendem Tone die erregten Gläubigen an. „Meine Herren ein Wort! Wir haben auch noch ein anderes Exemplar derselben Nummer hier; das Exemplar Sr. Durchlaucht. Es liegt draußen im Lesezimmer. Wie wär's, wenn wir die beiden mit einander verglichen?“

Der Antrag erschien praktisch; er brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Auf dem Gesichte des Fürsten begann ein leises Lächeln aufzudämmern.

„Erlauben Ew. Exzellenz,“ bat Napoleon, „daß ich den Kammerdiener nach dem Blatte schicke?“

Der Fürst nickte zustimmend, Napoleon klingelte.

„Es könnte ja auch Jemand von uns holen,“ bemerkte Herr Kolompy bescheiden.

„Es ist noch gar nicht im Lesezimmer,“ flüsterte ihm Bruder Napoleon in's Ohr.

„Ja wo ist es denn?“

„Oben in der Küche.“

„In der — Küche?“

„Nicht als ob man daraus etwa kochen lernen wollte. Aber es ist mit so aromatischer Schwärze gedruckt, daß der Fürst einmal die Bemerkung machte: „Dieses Blatt riecht

doch genau so, wie ein frischer Sarg." Seither wird es immer zuvor auf dem Sparherde zum Trocknen ausgebreitet."

Das glaubte nun aber Herr Kolompy denn doch nicht mehr. Und gleichwohl war gerade dieses Eine ausnahmsweise wahr. Als man das Exemplar brachte, war es noch ganz warm, wie eine frischgebackene Semmel.

Das Lächeln verbreitete sich über die Gesichtszüge des Fürsten immer mehr und mehr, während er die Scene mit ansah, die sich nunmehr entwickelte, die des Griffels eines Hogarth würdig gewesen wäre: den verzerrenden Ausdruck der Bestürzung, des Staunens, der Entrüstung auf den verschiedenen Gesichtern. Dem Probste blieb das Gelächter im weitgeöffneten Munde stecken; dem Rentmeister fiel das Kinn herab, während sich ihm die Augenbrauen in die Höhe zogen; Herr Kolompy steckte den ganzen Kopf in das inkriminirte Blatt und bestrebte sich, alle seine Gesichtszüge um seine Nase zu koncentriren; Bruder Napoleon selbst aber that sein Möglichstes, das höchste Entsetzen auszudrücken; er zog den Kopf zwischen die Schultern und das Haar sträubte sich ihm gen Himmel.

„Das ist Fälschung! Das ist Nachdruck!" erscholl es von allen Seiten.

„Felonia! Stellionatus! Larvatus!" rief Herr Kolompy in heller Desperation.

„Was mehr, es ist Misdemeanour!" hetzte Bruder Napoleon.

„Ja wohl, das ist es! Das ist ein nachgedrucktes Blatt!" schrie Herr Kolompy und bemächtigte sich des corpus delicti. „Die unbestreitbare Thatsache liegt sonnenklar zu Tage. Fürstliche Durchlaucht, ich erachte es für meine Pflicht, den Fall Ew. Exzellenz, als dem Chef des Komitats, zur Anzeige zu bringen.„

Der Rentmeister zupfte ihn von rückwärts an der Attila und flüsterte ihm zu:

„Die Anzeige muß beim Stuhlrichter erstattet werden; der bildet die erste Instanz."

„Das ist wahr! Herr Napoleon von Zarkany! Ich fordere, daß sofort eine strenge Inquisition in Sachen dieser Mis . . . na . . . dieser Nichtswürdigkeit mit englischem Namen eingeleitet werde."

„In flagranti? — In facie loci?" hetzte ihn der — Hauptdelinquent weiter.

„Ich dächte vielleicht doch . . . hier in Gegenwart Sr. Exzellenz wäre es doch wohl nicht so ganz passend . . . " wendete Herr Dumka schüchtern ein.

„Das Gesetz kennt keinen Unterschied der Person," bemerkte Napoleon von Zarkany in strengem Tone der amtlichen Autorität, und wußte dabei durch seinen Gesichts-

ausdruck anzudeuten: wenn der Stuhlrichter amtirt, so ist auch sein Obergespan nichts weiter, als „Partei" oder „Zeuge" — ohne jedweden Titel.

Und um die Illusion desto vollkommener zu machen, legte nun der Fürst selbst die Cigarre weg, die er sich eben hatte anstecken wollen und ließ die brennenden Kerzen durch den Kammerdiener rechts und links neben das Kruzifix hinstellen, welches er immer auf seinem Schreibtische in der Mitte stehen hatte.

Napoleon von Zarkany nahm am Schreibtische Platz und begann das Benevolum zunächst beim Kammerdiener; dann kam der Rentmeister, hierauf der Publicist und schließlich der Probst an die Reihe. Die drei Ersteren wurden sogar beeidet. Jeder mußte angeben, wie er heiße, wie alt, ob er ledig oder verheirathet sei, zu welcher Religion er sich bekenne, ob er bereits gerichtlich beanstandet und ob er ordnungsmäßig geimpft sei? Dann folgten Kreuz- und Querverhöre so eigener Art und mit so sonderbaren Fragen, daß sie wohl Jeden aus dem Häuschen hätten bringen müssen, der eben nicht felsenfest davon überzeugt gewesen wäre, daß alle diese Fragen mit dem überaus complicirten Gegenstande der Untersuchung im Zusammenhange stehen und daß sich alle die Aussagen in der Hand des gewandten Untersuchungsrichters zu einem organischen

Ganzen gruppiren werden. Bruder Napoleons Kredit als Inquirent war dadurch begründet, daß er diese unerhörte Intrigue so zu sagen instinctiv geahnt hatte.

Der Kammerdiener machte zitternd seine Depositionen.

„Wann pflegen Sie aufzustehen? — Und Babette? — Pflegen Sie mit einander die Zeitung zu lesen? — Um wie viel Uhr bringen Sie das Blatt gewöhnlich von der Post? — Was haben Sie um dieselbe Zeit bei der Frau des Kutschers zu suchen? — In welchem Wirthshause pflegen Sie unterwegs einzusprechen? — Pflegen Sie die Milares welche Sie von hier wegtragen, in Papier zu wickeln?“

Der Rentmeister deponirte in Schweiß gebadet.

„Wann waren Sie auf dem Arader Markte? — In was für ein Zeitungsblatt war der Hut eingeschlagen, den Sie bei der Modistin gekauft haben? Haben Sie diesen Hut für die Frau Gemahlin gekauft, oder für jemand Anderen? — Wer waren die Herren, mit denen Sie auf der Reise nach Pest im Waggon auf einem ausgebreiteten Plaid die ganze Nacht über gefärbelt haben?“

Und nun kam der große Mann an die Reihe.

„Sind Sie der Redakteur des Blattes? — Können Sie das beschwören? — Wer sind Ihre Mitarbeiter? — Pflegen Sie zuweilen auch aus anderen Blättern etwas herauszuschneiden? — Pflegen Sie ab und zu einmal Ihr

Blatt auch zu — lesen? — An welchen Tagen der Woche? — Essen Sie zuweilen Austern? — Wo? — Weshalb gerade dort? — Wer sind die Leute, die dort zusammenzukommen pflegen? — Erinnern Sie sich noch an den Domino, dem Sie am letzten Fasching-Dienstag in der „Neuen Welt" zugeflüstert haben: Ich kenne Dich? — In welchem Zusammenhange steht diese Thatsache mit dem Erkennungszeichen, dem Signaculum der Freimaurer? — Mit wem pflegen Sie Kalabrias zu spielen? — Pflegen Sie in der Regel zu gewinnen oder zu verlieren? — Wie viele Abonnenten haben Sie, wenn das Blatt am besten geht?"

Zuletzt kam der Probst daran. Er war bitterböse und kaum zu bewegen, Depositionen zu machen.

Er mußte seine ganze Lebensweise, alle seine Gewohnheiten und Beobachtungen darlegen, was nicht so ganz ohne Sträuben von Statten ging.

Dann folgte die Confrontation.

„Kammerdiener, kennen Sie diesen Herrn? — Pflegt er Ihnen beim Weggehen ein Trinkgeld zu geben? — Was mag der Grund sein, daß er Ihnen keines giebt? — Herr Kolompy, in welcher Absicht sind Sie in's Schloß gekommen? — Woher kennen Sie die Anwesenden? — Hochwürdiger Herr, kennen Sie diese beiden Herren?"

Zum Schlusse stellte sich heraus, daß die Zeugen ein-

ander einzeln und insgesammt allerdings kennen, und zwar ohne Ausnahme als ausgezeichnete Persönlichkeiten von makellosem Rufe einander kennen. Ferner wurde durch die Zeugenaussagen constatirt, daß in Herrn Dumka's „Posaune von Jericho" ganz andere Nachrichten enthalten seien, als in den Exemplaren des Fürsten und des Probstes.

Blick und Mienen des Fürsten waren im Verlaufe des Verhörs zusehends immer heiterer geworden; zuweilen hatte er das Gesicht hinter das Taschentuch versteckt. Doktor Barbo packte ruhig seine Medicamente zusammen; sie waren für dermal überflüssig geworden.

Als die ganze Procedur zu Ende geführt war, unterschrieben die Zeugen der Reihe nach das Protokoll. Punktum fertig!

„Bitte nun das Protokoll zu authenticiren," sagte Herr Kolompy zu Bruder Napoleon.

„Authenticiren? — Ich — ?"

„Nun ja, als instruirender Stuhlrichter."

„Ach was denn nicht gar! Ich bin ja gar kein Stuhlrichter mehr. Ich habe gestern Sr. Excellenz meine Demission eingereicht."

„Ja, was hatten Sie uns denn dann hier zu Protokoll zu vernehmen?" fuhren alle Drei gegen ihn los.



„Aber die Herren haben es ja gewollt, ohne zu fragen, wer und was ich bin.“

„Entsetzlich!“ stöhnte der Rentmeister. „Und da nimmt er mich noch in Eid, und läßt mich angeben, wie theuer der Strohhut gewesen ist.“

„Und mir hat er die Zahl meiner Abonnenten abgefragt, die ich nie einer menschlichen Seele mitgetheilt habe.“

„Und mich zu fragen, ob ich allein dinire, wenn keine Gäste bei mir sind!“ bemerkte vorwurfsvoll der Probst.

„Ich habe gemeint, man führe mich geradewegs zum Galgen!“ jammerte der Kammerdiener.

Der Fürst aber lachte. Es war das eine seltene Wohlthat, eine Art wahrhaftiger, wirksamer Kur für ihn. Es war, als ob ein Todter wieder erwachte; als ob eine Marmorsäule den leibhaftigen Ausdruck ihres lebenden Urbildes annähme.

Der Fürst winkte dem Kammerdiener, die erregten Wogen zu sänftigen, — nicht mit Oel, sondern mit Liqueur, und alsbald machte das goldig-grüne Naß der Chartreuse die Runde unter den Herrschaften.

Von dem spirituosen Getränke bekam nun aber Herr Kolompy erst recht Courage. Er nippte und schlürfte, biß Kuchen dazu und begann zu interpelliren.

„Nun will aber ich einmal anfangen, Herrn Napoleon in's Gebet zu nehmen!"

Allein der Fürst unterbrach das Examen. Das Lächeln war von seinem Gesichte gewichen. Er seufzte tief auf und sein Herz pochte erleichtert.

„Herr Kolompy," sprach er, „wollen Sie mit mir in mein Kabinet kommen."

Herr Kolompy ließ bei diesen Worten Napoleon, die Chartreuse und die Kuchenschnitten in Frieden und folgte dem Fürsten in sein Kabinet, dessen Thür sich hinter ihnen schloß.

Den Zurückgebliebenen erzählte nunmehr Bruder Napoleon in kurzen Worten die Geschichte von der Fälschung des Blattes, wie im Postkasino zu Dancsvar in Herrn Dumka's Exemplar allerlei Extra-Telegramme hineingedruckt werden. Herr Dumka selber lachte am meisten über die Enthüllung und mußte gestehen, daß man ihn tüchtig zum Besten gehalten habe. Bruder Napoleon gab ihm dagegen sein Wort, daß in Hinkunft derlei nicht wieder vorkommen und Herr Dumka fortan die Preßerzeugnisse der „Posaune" in ihrer urwüchsigen Herbheit ohne jede Zuthat von Zuckerhefe oder Spiritus solle genießen können. Und damit war der Friede perfekt geworden. Auf dem Lande pflegen die Leute eines Scherzes halber nicht lange zu schmollen.

Bald darauf kam auch Herr Kolompy, und zwar allein,

aus dem Kabinet des Fürsten zurück. Er bemühte sich, ein überaus ernstes und wichtiges Gesicht zu machen. Er drückte Bruder Napoleon die Hand und meinte, er habe sich die Sache denn doch überlegt und wolle den Nachdruck weder gerichtlich verfolgen, noch überhaupt auf irgend einem Wege Lärm schlagen. Es könnten leicht Personen von Distinktion mit in die Geschichte verwickelt werden, ja wenn man der Sache gar zu scharf auf den Grund sehen wollte, könnte am Ende gar noch eine internationale Frage herauswachsen. Es sei nämlich ganz und gar nicht unmöglich, daß der Prinz von Wales selbst compromittirt erschiene und der Mann sei doch immerhin der Erbe des englischen Thrones, und England derzeit eine uns befreundete Großmacht. Ein loyaler Mann müsse seine Privatbeschwerden eben den höheren staatlichen Rücksichten unterzuordnen wissen. Darum möchte er auch die anwesenden Herren gebeten haben, die heikle Entdeckung doch gütigst geheimhalten zu wollen.

Die Herren wollten vor verhaltenem Lachreiz fast aus der Haut fahren.

Nunmehr entdeckte Bruder Napoleon Herrn Kolompy erst recht nicht, was die Anderen bereits wußten; und auch diesen war es nicht sonderlich darum zu thun, ihm den Staar zu stechen. Das gehört nun schon einmal so mit zu

den ruralen Vergnügsungen: den Zeitungschreiber zum Narren zu halten.

Herr Kolompy aber trug sich Bruder Napoleon betreffend mit höchst edelmüthigen Intentionen. Er nahm dessen Arm unter den seinigen und zog ihn beiseite in eine Fensternische.

„Sie verlassen also die municipale Laufbahn?“ begann er. „Es ist das auch durchaus keine Carriere, wie sie Ihren Fähigkeiten entsprechen würde. Sie müssen die Arena des höheren politischen Ringens und Strebens betreten; dort ist Ihr Platz.“

„Wohl wahr,“ meinte Bruder Napoleon aufseufzend. „Wenn ich nur einen Meister zu finden wüßte, bei dem ich mein Lehrjahr durchmachen könnte.“

Kolompy drückte ihm den Arm, zwinkerte mit den Augen und flüsterte mit Protectormiene:

„Ich bin ja da. Es war längst meine Absicht, mein Blatt durch neue, junge Kräfte aufzufrischen.“

„In der That?“ fiel Napoleon mit kindischer Freude ein. „Wollten Sie mich in Ihre Werkstätte aufnehmen und mich zu Einem und dem Anderem verwenden? Setzt es da keine Hiebe, wenn man zu viel Papier verdirbt? Was würde ich denn zu thun haben? Muß ich die Druckfehler in's Blatt hineinmachen? Ich möchte nur bitten, daß Sie

mich nicht zum Kinderwiegen gebrauchen; das ist eine Beschäftigung, die ich nicht ausstehen mag."

Herr Kolompy beruhigte ihn. Kleine Kinder gebe es gar nicht in seinem Hause, und dann wolle er ihn nicht physischer Leistungen, sondern seiner herrlichen Feder wegen gewinnen.

„Ja wohl, eine prächtige Feder," erwiderte Bruder Napoleon selbstgefällig. „Ich habe den Kranich, von dem sie stammt, auf der Töbörcsöker Pußta selber geschossen."

Herr Kolompy beeilte sich ihm klar zu machen, daß nicht von der Feder die Rede sei, die er am Hut stecken habe, sondern von seiner Schreibfeder, worauf Napoleon wieder mit ehrlicher Offenheit gestand: seine Schreibfeder, die vollführe leider Gott ein schmähliches Gekratze gleich einem Krähenfuße; allein Herr Kolompy verscheuchte diesen seinen Skrupel alsbald durch die Entdeckung, daß es in Sachen der Kalligraphie um alle großen Publicisten ganz abscheulich bestellt sei.

Schließlich merkte Herr Kolompy aber doch, daß sich Napoleon über ihn moquire. Er gab ihm einen Klaps und bedeutete ihm, nun ernsthaft zu reden. Er wolle ihn als Leitartikelschreiber und Hauptmitarbeiter des Blattes engagiren, und zwar expreß der Anschauungen halber, die er zuvor zum Ausdruck gebracht. Wer es in der Theorie so meister-

haft verstehe, wie man mit den Gegnern umspringen müsse, der werde es in der Praxis sicherlich noch weit besser zu machen wissen.

Nunmehr nahm Napoleon mit einem Mal eine sehr ernste Miene an und reichte Kolompy die Hand.

„Wenn es sich darum handelt, für die gute Sache zu kämpfen, stelle ich gern meine bescheidenen Fähigkeiten zur Verfügung.“

Das war nun doch einmal eine vernünftige Rede, wie sie in das Programm eines Abgeordneten-Candidaten in spe paßt.

„Und dann sind mit der Stellung auch anständige Bezüge verbunden. Die „Posaune von Jericho“ zahlt monatlich zweihundert Gulden.“

„Ah, das wird wohl ein wenig zu viel sein!“ deprecirte Bruder Napoleon. „Das ist ja ein Gehalt, wie es kaum ein Vicegespan hat. Wenn das ruchbar wird, so laufen uns die Stuhlrichter alle vom Amte und werden Zeitungsschreiber; mit der Zeit gingen dann in Budapest mehr Redacteure herum, als in Großwardein Leute in der Guba.“

Herr Kolompy beruhigte ihn mit der Versicherung, es sei dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; dabei dachte er sich sein Theil über das einfältige Dorftalent, welches naiv genug sei, nicht sofort wegzukriegen,

daß das schöne Monatsgehalt, welches ihm angeboten ward, von der Municifenz des Fürsten herstamme; der ihrer Beider Patron war, seine Wohlthaten aber immer nur auf Umwegen, im Verborgenen, durch dritte Hand zu erweisen pflegte. — Indessen, Bruder Napoleon hatte bereits noch weit mehr weg: er wußte recht wohl, daß diese monatlichen zweihundert Gulden dem Fürsten höchst wahrscheinlich fünfhundert kosteten; seine Provision mußte sich Herr Kolompy doch wohl zuvor herabdestilliren.

„Nun denn, abgemacht!"

Her Kolompy beeilte sich, den Anwesenden jedem einzeln im Vertrauen mitzutheilen, welch' eine prächtige Acquisition er gemacht habe. Er nehme Napoleon mit sich. Von jetzt ab sollte man sich dann die „Posaune" erst einmal ansehen."

Der junge Zarkany aber sprach flüsternd zum Doktor:

„Der Fürst wünscht also, daß ich von hier weggehe."

„Weil das für Sie besser sein wird." (Wenn der Doktor einen Menschen vor sich sah, den er lieb hatte, war er ein wahrer Demosthenes: da wußte er geläufig zu sprechen). „Für ihn freilich ist es schlimm so; Sie haben ihn immer aufgeheitert. Allein dem Fürsten ist jede Selbstsucht fremd."

„Oh, ich will fortan im Wege der „Posaune von Jericho" für seine Erheiterung sorgen."

„Pah, das langweiligste Blatt von der Welt."

„Es soll mir schon amusant werden; lassen Sie mich nur erst die Hand am Steuer haben.“

Der Schluß, der das Ende eines jeden Familienlustspiels bildet, der Ruf: zu Tische! ließ auch hier nicht auf sich warten. Der Fürst trat aus seinem Kabinet mit Raphaela am Arme, die ihren Vater immer selbst zum Diner zu bitten pflegte. Die Herren machten Front und begrüßten die feenhafte Erscheinung, die an ihnen vorüberschwebte und bei der Erwiderung der Grüße einen beachtenden Blick an Bruder Napoleon verschwendete. Die Herren folgten der Rangordnung nach in den Speisesaal, wo von den jenseitigen Appartements her auch Madame Corysande und Fräulein Livia erschienen. Auf der Tafel fand Jedermann seinen Namen neben seinem Gedecke und wußte somit, wohin er sich zu setzen habe. Obenan nahm Prinzessin Raphaela Platz, ihr zur Rechten saß der Probst, zur Linken der Fürst; gegenüber am unteren Ende der Tafel kam Bruder Napoleon zwischen den beiden Fräuleins des Hauses zu sitzen.

„Die Herren haben heute viel gelacht,“ wendete Raphaela sich an ihren Nachbar. „Ich hörte es bis in's obere Stockwerk hinauf.“

„Und auch Se. Excellenz nahm Theil an der allgemeinen Heiterkeit,“ sagte der Arzt.

„O Gott lohne es dem, der ihn aufgeheitert hat!“

sprach Raphaela und streichelte mit zärtlicher Hand die Stirne ihres Vaters, wie um den Wunsche Ausdruck zu geben, doch niemals diese düster ernsten Falten auf derselben zu sehen.

„Ei ja, Gottes Lohn nun auch noch dafür!“ entgegnete rasch Pater Timothee. „Es ist auf unsere Kosten gegangen. Er hat wieder einmal mit uns Allen Komödie gespielt, mich selbst nicht ausgenommen.“

„Wer?“

„Wer anders, als der saubere Herr dort, mein Antipode.“

Napoleon trat der Anklage entgegen.

„Weshalb wäre ich denn Ihr Antipode, Pater Timothee?“

„Weil Sie immer lügen, ich aber stets die Wahrheit rede.“

„Und das ist wohl ganz absonderlich hoch anzurechnen, wenn man durch den Ornat vor allen Unannehmlichkeiten geschützt ist, welche das Wahrheitreden sonst im Gefolge zu haben pflegt.“

„Ecce!“ versetzte der Probst aufgestachelt, „das ist war. O, mir weiß er die Wahrheit zu sagen.“

„Weil auch Sie mir.“

„Tausend Anderen aber versteht er der Reihe nach Etwas vorzulügen.“

„Weil diese Tausende der Reihe nach auch mich belügen.“

„Wer Ihnen also offen und wahr entgegenkommt, dem können auch Sie wahr und treu entgegnen?“

„Ganz gewiß.“

„Jedermann? Utriusque sexus?“

„Ad internecionem! Geben Sie Zeugniß für mich, gute, theure Madame Corysande!“

Madame Corysande, die gute Seele, sagte „Ja!“ eine Antwort, über die der Probst nicht wenig lachte, Madame Corysande aber eben in Folge dessen bis über die Ohren erröthete.

Raphaela nahm den kleinen goldenen Salzlöffel von ihrem Besteck und notirte sich mit dem spitzen Ende desselben auf die Rückseite des Blattes, auf welchem das Menu verzeichnet stand, die Worte: „utriusque sexus“ und „ad internecionem“. Später werden Sie und Livia mit Hülfe eines Wörterbuches und einer Grammatik diese beiden Ausdrücke entziffern und werden glücklich heraus bekommen, daß die erstere dieser Hieroglyphen soviel bedeutet als: „Gegen beide Geschlechter?“ die zweite aber: „Bis in den Tod“.

Bruder Napoleons Aufmerksamkeit war das ganze Diner über in vollen Maße Madame Corysanden gewidmet. Er bestrebte sich, sie auf jede mögliche Weise zu unterhalten. Seine Nachbarin zur Linken, Fräulein Livia, zeichnete er

kaum durch irgend etwas anderes aus, als daß er ihr ab und zu in obligater Höflichkeit das Glas füllte.

Nach Tisch begab sich die Gesellschaft in den Conversationssaal. Prinzessin Raphaela ging wieder am Arme ihres Vaters, Bruder Napoleon führte Madame Corysande.

In den Conversationssaal eingetreten, sah er sich indeß mit einem Male der Prinzessin gegenüber. Raphaela hatte ihn gesucht.

Sie legte die Hände über einander und fragte ihn:

„Sie sind Stuhlrichter?“

„Nicht mehr, Prinzessin. Ich habe resignirt.“

„Und warum das?“

„Es war ein diplomatischer Kunstgriff. Ich habe damit der Unannehmlichkeit vorgebeugt, von der Municipalversammlung abgesetzt zu werden.“

„Und was gedenken Sie nunmehr zu beginnen?“

„Ich will in irgend ein vornehmes Haus als Pole eintreten.“

„Was ist das?“

„Der Pole in einer ungarischen Haushaltung ist ein ganz unentbehrliches Subjekt, welches mit dem Hausherrn auf die Jagd geht, die Damen amüsirt, den guten Weinen nach Möglichkeit Ehre anthut, den Posten des verschwenderischen Sohnes in der Familie ausfüllt, Abends

die Whistpartie ergänzt, bei Tag das Vaterland beweint, jederzeit bereit ist, sich für die Ehre zu schlagen, ein Französisch spricht, das er selber nicht versteht und durchaus nicht böse wird, wenn Fremde ihn „Herr Graf" tituliren."

Die Prinzessin ahndete diese scherzhafte Selbstironie mit einem Vorwurfe.

„Sie heißen Napoleon, nicht war?"

„Nicht ganz. Ich schreibe mich blos Leon."

„Und warum das?"

„Um zu zeigen, daß ich ein würdiger Nachkomme meines Vaters bin. Es ist mir kein anderes Erbe geblieben, als ein großer Vorname und ich habe es gleichwohl über mich vermocht, selbst von diesem die Hälfte zu verzehren."

„Ah, es ist nicht schön von Ihnen, daß Sie von Ihrem Vater unehrerbietig reden."

„Ich thue das aus berechnender Schlauheit, weil die am Berge Sinai uns aufoktroyirten zehn Gebote Jenen langes Leben auf Erden versprechen, die ihren Vater ehren."

„Lebensüberdruß noch überdies! Wissen Sie auch, daß das einem Manne ganz und gar nicht ziemt! Einem Manne, dem ja doch so viele Mittel zu Gebote stehen, sich selber gleichsam neu zu schaffen, sich Bahn zu brechen in jegliche neue Welt? Haben Sie sich denn keine Laufbahn gewählt?"

„O doch. Ich möchte so ungefähr — Obergespan werden, oder Botschafter, oder Minister.“

Mit so ernstem Gesicht Leon das sagte (wir wollen ihn fortan gleichfalls also nennen), mit eben so ernster Miene nahm es Raphaela auf.

„Ein sehr schönes Ziel, das Sie sich da vorgesteckt haben. Aber eben, um in die Höhe zu kommen, müssen Sie zuvor von unten beginnen.“

„Je nun, ich denke, ich habe tief genug begonnen. Indessen wenn Prinzessin befehlen, so will ich auch noch tiefer steigen.“

„Sie müssen vor Allem einen Ruf erwerben, sich einen Namen machen.“

„Ruf und Namen habe ich bereits. Ich bin anerkannt als der beste Cotillonführer im Komitat. Ich bin eine bedeutende Zelebrität — wenn die Musik spielt. Nur schade, daß sie eben nicht immer spielt.“

„Auch das ist kein überflüssiges Verdienst. Sie zeichnen auch. Ich habe davon gehört.“

„Oh, da haben Prinzessin gewiß von den Melonen meines guten seligen Vaters gehört. Wenn ich so als Jurist auf Ferien nach Hause kam, war mein unvergeßlicher Papa, damit ich mir doch nicht fortwährend über tolle Streiche den Kopf zerbrechen möge, unablässig bestrebt, edlere

Passionen in mir zu erwecken und zu nähren; ich mußte zeichnen und Gärtnerei treiben. Er selbst, der Gottselige, war ein Melonenzüchter. Um nun die beiden Passionen zu vereinen, ging ich des Nachmittags immer in den Garten hinaus und kratzte die schönen glatten Melonen mit Karrikaturen voll, eine prächtiger als die andere. Als nun die Früchte allmälig heranwuchsen, sah mein Papa gesegneten Angedenkens mit Schrecken das ganze Album Cham's und Nadar's auf den Melonenschalen aufleben. Er ließ nicht ein Stück der verunzierten Früchte auf seine Tafel setzen, sondern schickte sie zu ganzen Fuhren in die Stadt. Und dort rissen sich die Leute förmlich um die illustrirten Melonen; die Waare ging mit Agio ab. Davon bin ich berühmt geworden, Prinzessin."

„Nicht allein davon," erwiderte Raphaela, die über Leon's Anekdote kaum gelächelt hatte. „Es giebt Leute, die sich noch jenes Gesuchs mit Illustrationen erinnern, welches an oberster Stelle so durchschlagenden Erfolg erzielte."

„Dieses Verbrechen kann mir noch nicht angerechnet werden, Prinzessin; ich war minderjährig als ich es beging."

„Wenn ich ein Mann wäre und so bedeutendes Talent dazu hätte, würde ich Maler werden. Der Maler ist der unabhängigste Herr von der Welt."

„Sehr wahr, Prinzessin; allein selbst der berühmteste

Maler ist doch noch immer nichts weiter wie ein Maler. Ein Minister wird nun und nimmermehr aus ihm. Aus einem Schriftsteller ist ab und zu einmal schon ein Minister geworden; aus einem Schauspieler desgleichen; ja sogar aus einem Buchdrucker und einem Schneider. Aber aus einem Maler bisher wenigstens niemals."

„Warum werden Sie dann also nicht Schriftsteller, Schauspieler, Buchdrucker oder Schneider?"

„Die beiden letzten Qualifikationen kommen nur für Amerika in Betracht. Schauspieler kann ich meiner Statur wegen nicht werden. Ich würde ja den Kopf fortwährend in den Souffiten stecken haben; man könnte mein Mienenspiel höchstens vom Schnürboden herab bewundern."

„Das ist nicht richtig. Sie sind um nicht mehr als um zwei Fingerbreiten größer als ich."

Und in der That, wie die Beiden so einander gegenüber standen, mußte unwillkürlich Jedem, der sie ansah, der Gedanke kommen, daß zu keiner der beiden Gestalten leicht wieder ein anderes, so vollkommen passendes Paar zu finden sein dürfte. Hier mußte Leon den Kopf bereits aufrecht halten, um der Person, mit der er sprach, in's Gesicht sehen zu können."

„Bliebe nun noch der Schrifsteller übrig. Nun —?"

„Ich will alles gestehen, Prinzessin. Ein reumüthiges

Geständniß ist der halbe Weg zur Besserung. Ich grübele eben über das Attentat nach, meine Seele zu verkaufen."

„Ihre Seele? Ja wem denn?"

„Einen echten christlichen Sklavenhalter, dem verdienstvollen Redakteur der „Posaune von Jericho", der mir meinen Napoleon in Peterspfennige umzuwechseln gedenkt."

„Nun, und Sie bedenken sich, ob Sie annehmen sollen?"

„Gar sehr, Prinzessin. Ich habe allerlei Arten des Gelderwerbes versucht, die nicht von Gesetze verfolgt werden, als da sind: der Finanzwache steuerpflichtige Objekte verheimlichen, guten Freunden im Kartenspiel das Geld abnehmen, kavaliermäßig ein blindes Pferd für ein tadelloses verkaufen, Diäten beziehen und nichts dafür leisten, und mehr; das entsetzlichste Unternehmen von allen aber scheint mir zu sein, daß sich ein einzelner Mensch vor Tausende hinstelle und ihnen sage: Mir ist da soeben etwas eingefallen; ich will es niederschreiben; ihr tausend Anderen aber zahlt mir dafür, daß ich es euch lesen lasse. — Ich will's ja nicht leugnen; ich habe stets die Leute gern zum Besten gehalten, wo es nur immer anging; aber ich habe es stets auf eigene Kosten und Gefahr gethan; ich weiß nicht, wie ich mich nun daran gewöhnen soll, mich von dem biedern, ehrlichen Volke, welches man Publikum nennt, dafür bezahlen zu lassen, daß ich ihm Tag für Tag Sand in die Augen streue."

„Aber so thuen Sie doch das Entgegengesetzte. Sagen Sie die Wahrheit. Betrachten Sie auch die andere Seite der Medaille. Wer für eine große Idee kämpft, bethört ja das Volk nicht, sondern leitet dasselbe und das ist ein edler, erhabener Beruf.“

„Ich strecke die Waffen, Prinzessin, ich wehre mich nicht länger. Es ist in der That so. Allein, das ist es ja eben, was ich nicht weiß: ob ich genügende Kraft zu diesem großen Berufe in mir trage? Ob ich mit Sicherheit vertrauen darf, daß ich auch wirklich dem Ziele zuschreite, wenn ich ihm den Rücken gekehrt meinen Weg verfolge?

„Die Erde ist ja rund; wer unbeirrt nach Westen fortschreitet, langt sicherlich einmal im Osten an.“

„Vollkommen richtig, Prinzessin, doch das ist eben die Frage, ob ich zu dem langen Wege auch Ausdauer genug haben werde?“

„Nun, und wer soll Ihnen diese Frage beantworten?“

„Ich will mich vorerst mit meinem Schutzheiligen berathen.“

„Mit Ihrem Schutzheiligen? Bedenken Sie, daß ich religiös bin; wenn Sie mit diesem Worte Scherz treiben, so verletzen Sie nach zwei Seiten hin zumal: den Heiligen und — mich.“

„Lieber die Heiligen allzumal, als Sie, Prinzessin!

Doch Gott bewahre meine Lippen, daß ich mit dem Worte Scherz treiben sollte. Ich habe in der That einen Schutzheiligen, den ich so hoch verehre, daß ich es nicht einmal wage zu ihm zu beten, ihn anzurufen. Er steigt unangefleht zu mir hernieder, so oft ich von Zweifeln bedrängt bin. Sein Kommen ist kein Traum, sondern eine „Erscheinung". Er ermuthigt oder warnt mich, er tröstet oder rügt. Und was er mir rathen mag, ich folge ihm blindlings — so wahr mir Gott helfe!"

Während er diese Worte sprach, fühlte die Prinzessin, welche Wirkung der Strahl aus sterblichen Augen auf die Engel des Himmels thut, wenn er in ihr Auge fällt.

„Und wie nennt sich dieser Ihr Schutzheiliger?" fragte die Prinzessin unter dem Einflusse des Zaubers.

Leon senkte den Blick und sah Raphaelen nicht mehr in's Auge.

Er antwortete mit leiser Stimme:

„Sein Name ist ein Frauenname."

Raphaela erachtete es für angemessen, dem Gespräch ein Ende zu machen.

Den einen Triumph hatte sie bereits errungen, daß sie den stets mit Sarkasmen gepanzerten Mann zwang, diese seine Rüstung abzulegen und im seidenen Kleide des Gefühles am Kampfplatz zu erscheinen. Ob sie ihn auch verwundet habe, das wußte sie allerdings noch nicht.

„Sein Name ist ein Frauenname.“

Es giebt also einen Frauennamen, der diesem Manne so unaussprechlich ist, wie dem glaubenstreuen Mosaiten der Name des „Herrn“.

Das ist nicht Prahlerei mehr, das ist Huldigung.

Raphaela besorgte, sie werde sich selber nicht wehren können, Napoleon im Traume zu erscheinen, ungebeten, wie er gesagt hatte, und um ihren Rath zu ertheilen.

Ihr Stolz fand ein Schutzmittel dagegen.

„Madame Corysande,“ bedeutete sie ihrer Gesellschafterin, „wir müssen heute noch reisen.“

„Ich bin bereit.“

Napoleon küßte Madame Corysanden die Hand.

„Bitte, Madame Corysande, wollen Sie diesen Handkuß der Mama der Prinzessin überbringen und dazu vermelden, daß ich mich damit ehrerbietigst verabschiede. Morgen verschwinde ich aus der Gegend.“

„Wohin gehen Sie?“

„Entweder vorwärts: um Europa zu erobern, oder rückwärts: nach Sankt-Helena.“

„Woher wissen Sie, daß wir zu meiner Mutter gehen?“ fragte die Prinzessin kalt.

„Ich schließe es aus der späten Stunde des Aufbruches.“

Die Prinzessin nahm nunmehr rasch Abschied von der

Gesellschaft. Ihrem Vater küßte sie die Hand und Wange und flüsterte ihm etwas in's Ohr. Dann entfernte sie sich mit den beiden Damen.

Sie besorgte, dieser Mensch könnte alle ihre Gedanken errathen; er könnte am Ende noch dahinter kommen, daß sie eben jetzt den Ausflug zu ihrer Mutter nur deshalb unternehme, weil man dort die ganze Nacht über nicht zu Bette geht und sie sonach davor bewahrt sein wird, mit ihm, ihrem Stolz zum Trotz, im Traume verkehren zu müssen.

Und dann dachte sie daran, daß dieser Mann nun jedenfalls bereits verwundet sei. Die Frage ist nur, wohin er flüchten werde mit seiner Wunde. Nimmt er seinen Lauf hinaus in die Welt, so wird ihm die Verwundung zum Sporne dienen, zur Höhe aufzustreben, eine glänzende Sprosse nach der anderen zu erklimmen, durch Genie und Fleiß sich zu erheben über die Häupter der Alltagsmenschen, wieder zu erringen, was seine Vorfahren verloren, sich bemerkbar zu machen — und das wird gut sein für ihn. Flüchtet er aber mit seiner Wunde in den Wald zurück, — jenun, so ist es gleichfalls gut; er wird verkümmern und verkommen und dann ist all das Böse gerächt, das er an Anderen gethan.

Eine Viertelstunde später war die Kutsche mit den beiden Damen unterwegs gegen Etelvar.

Was eine Frau mit einem Mädchen plaudert.

„Ah, die liebe Madame Corysande! Comme elle est charmante! Wie lange habe ich gewünscht, Sie zu sehen. Jedermann rühmt Sie mir. Sie sind eine Dame von schätzenswerthem Wissen. Vous êtes mariée? Jamais? Desto besser. Daß Du mir sie nur schon einmal gebracht hast, Du „Goldfasan". Um's Himmels Willen, wohin wirst Du denn noch wachsen? Bis zum Himmel hinauf? Beuge Dich doch ein wenig, damit ich Dich küssen kann. Närrchen — nun kniet sie gar nieder. Und selbst knieend ist sie fast eben so hoch, als ich. Nun, es ist gut. Du kannst gehen. Mit Dir habe ich nichts zu reden: Du hörst nicht zu. Geh' an's Klavier. Eine prächtige Erfindung das Klavier, für Jene, die das Denken nicht leiden mögen. Geh' nur, geh', schlage Deine Gedanken auf den Tasten todt. Nun, so geh' doch. Ich habe Dich genug angestaunt. Wenn wir zu Tische gehen, will ich Dich rufen lassen. Die liebe Madame Cory-

sande bleibt ja bei mir. Nun wie gefällt Ihnen diese alte Burg? Nicht wahr, ein rechtes Märchen-Schloß, mit den vier Donjons an den vier Ecken, das Gemäuer überall mit Epheu umrankt? Hat es Sie nicht überrascht, daß die Fenster alle offen stehen? Man lüftet jetzt die Zimmer; am Hofe klopft das Gesinde die Teppiche, bei uns ist jetzt früher Morgen. Immer um die Zeit, wann die niedergehende Sonne dort durch die Linden hindurch ihre letzten Strahlen hierher wirft. Sie machen sicherlich Ihre Bemerkungen, liebe Madame Corysande. Sie sind eine gescheidte, beobachtende Dame. Bei uns steht man des Abends auf und legt sich des Morgens nieder. Das ist gut so. Das Leben bei Nacht taugt mehr als jenes bei Tage. Im Winter ist der Unterschied ohnehin nicht bedeutend; man sieht da ja auch bei Tag nichts weiter als eine schlafende Natur. Im Sommer aber ist bei Tag die Hitze unausstehlich; man geht in Schweiß gebadet umher und hat mit der einen Hand fortwährend den Sonnenschirm zu tragen; erst nach Sonnenuntergang kann man frei aufathmen. Wenn den ganzen Tag über der Wind bläst — und bei uns ist es jeden Tag windig — gegen Abend legt er sich. Am Tage sind alle Zimmer voll mit Fliegen; des Nachts schlafen auch diese. Ist man am Tage wach, so hat man alle Welt am Halse; das kommt und geht und lärmt an uns herum:

durchaus Leute, die uns zu nichts taugen, die uns nur lästig sind. Des Nachts haben wir keine andere Gesellschaft um uns als jene, die wir uns selber wählen; alles Uebrige schläft. Am Tage sieht man ringsum den ganzen Gesichtskreis, und was man sieht, regt hunderterlei Gedanken in uns an, mit denen man sich nicht gerne befaßt; des Nachts sehen wir nur Dasjenige, was wir absichtlich mit unserer Lampe beleuchten. Und dann umgekehrt: wer des Nachts schläft, ist gleichsam völlig begraben. Nicht allein, daß er freiwillig nicht sieht, sondern es herrscht Finsterniß rings um ihn. Erwacht man nun in dieser Finsterniß, da ist es ein so beklommenes Gefühl, zu wissen, daß jetzt alle Welt schläft, so wachend die Glockenschläge zu zählen, und zu schaudern bei dem Gedanken: Jetzt ist Mitternacht! so nachzusinnen über Bekanntes und Unbekanntes. Da fallen dem Menschen alle erdenklichen Schaudermärchen und Pitavals Verbrechergeschichten ein — es ist ja eben jetzt ihre Zeit. Und das unruhige Pochen des Herzens läßt uns den verlorenen Schlaf nicht wieder finden. Schläft man dagegen bei Tag, da überkommt uns das Bewußtsein so beruhigend, daß jetzt alle Welt wach ist, lebt und webt und arbeitet und sich freut. Wenn man um fünf Uhr erwacht (ich habe in meinem Schlafzimmer fünf Repetiruhren, deren jede gegen die anderen um drei Minuten voraus gerichtet ist, so daß ich jede Viertel

stunde fünf Mal schlagen höre), so ist, obwohl die Uhr zwölf schlägt, unser erster Gedanke: Jetzt setzt sich die arbeitende Klasse der Menschheit zu ihrem wohlverdienten Mittagsmahl; jetzt preisen Millionen den Herrn, der ihren Tisch gesegnet hat; und so oft auch unser Schlaf unterbrochen werden mag, wir finden ihn bei dem schwachen Strahl des Sonnenlichtes, der durch die Ritzen der Fensterläden hereindringt, doch immer wieder. Sie würden diese Lebensweise liebgewinnen, Madame Corysande, wenn Sie häufig zu mir kämen. Ich bitte Sie auch darum, kommen Sie recht oft. Ich würde Sie hier behalten, aber ich weiß: dieses große Kind hat Sie so nöthig. Sie ist wahrhaftig ein großes Kind! Ein wahrer Goldfasan: so überladen mit Schönheit wie ein Goldfasan, und genau wie ein solcher zu nichts weiter gut, als angesehen zu werden. Ihr Gesicht wird noch zu siebzig Jahren genau so aussehen, wie heute. Sie ist eine so nichtssagende Schönheit. Wollen Sie sehen, wie ich in ihrem Alter ausgesehen habe? Kommen Sie, ich will Ihnen mein Porträt zeigen. Es ist von Barabas gemalt; ich war damals siebzehn Jahre alt. Er hat durchaus nicht geschmeichelt, ja er hat noch eher die Taille ein wenig stärker genommen. Kunstverständige sagen, das sei nur scheinbar; ein weißes Kleid lasse bei Gemälden die Taille immer stärker erscheinen. Nun da, sehen Sie her.

Wie sehr das meinem heutigen Aussehen nicht mehr gleicht, nicht wahr? Machen Sie mir keine Komplimente; ich bin mehr gealtert, als meine Jahre bedingen würden. Und ich kenne auch die Ursache. Ich habe vielfache physische Leiden zu überstehen gehabt. Ich habe ein Kind geboren und es gesäugt. Ein anderes habe ich verloren. Das ist ein entsetzliches Leiden für eine Frau. Avez-vous des enfants? Ah, ah, Pardon, Sie sind ja nicht verheirathet. Ich habe mich verredet; verzeihen Sie, ich bin so vergeßlich. Aber die Veränderung der Gesichtszüge hat auch noch andere Ursachen. Jeder Muskelstrang des Gesichtes geräth ja unter der Einwirkung einer besonderen Affektion unwillkürlich in Erregung und drückt die betreffende Empfindung aus. Hat Jemand ein für den Ausdruck von seelischen Bewegungen besonders empfängliches Gesicht und weiß seine Gefühle nicht zu beherrschen, so sondern sich mit der Zeit die fortwährend afficirten Muskeln seines Gesichtes ganz und gar von einander und graben ebenso viele einzelne, charakteristische Schlangenlinien dauernd in dasselbe ein. Treten Sie nur einmal hierher vor den Spiegel, liebe Madame Corysande; ich will Ihnen zeigen, wie unter dem Einflusse der Empfindungen aus einem jungen ein altes Gesicht wird. Sehen Sie, hier auf der Stirne bilden sich, wenn Sie angestrengt etwas beobachten und die Stirnmuskeln emporziehen, drei

parallellaufende, horizontale Schlangenlinien. Wenn Sie Zorn ausdrücken, entstehen drei senkrechte Linien. Alle diese Linien schneidet in der Diagonale jene Falte, welche durch das blinzelnde Emporziehen der einen Augenbraue entsteht. Heiteres Lachen, und noch mehr das kritisirende Augenzwinkern bildet vier, vom Augenwinkel fächerförmig auslaufende Falten. Der Hohn bringt diese dreifache, bogenförmige über den Nasenflügeln, der Schmerz diese von den Ecken der Kinnbacken nach den Mundwinkeln verlaufende Falte hervor; das Schmollen bildet leichte, zusammenlaufende Fältchen über der Lippe, während die Gefallsucht tiefe Einschnitte rings um die Mundwinkel entstehen macht. Der Ausdruck der Geringschätzung verunstaltet das eine Wangengrübchen zu einem tiefen Graben und macht dadurch das Gesicht schief; häufiges Weinen umringt die ganze Partie um das Kinn mit concentrischen Bogen; Hochmuth endlich macht das Unterkinn doppelt. Sehen Sie, all das finden Sie auf meinem Gesichte. Alle diese Linien und Falten habe ich entstehen, sich immer deutlicher ausprägen gesehen; ich habe ihre Entwickelung selber beschleunigt und zwar dadurch, daß ich meine Empfindungen nicht zu beherrschen vermochte. Deshalb sagte mir ein berühmter französischer Künstler, von dem ich mich malen lassen wollte, es sei unmöglich, mein Gesicht zu treffen, denn es sei bei jeder Sitzung ein anderes.

Geben Sie Acht auf sich, Madame Corysande. Lernen Sie in dieser Hinsicht von Raphaela; in jeder anderen muß sie von Ihnen lernen, denn sie ist ein unwissendes und auch gar nicht wißbegieriges Geschöpf. Wollen Sie ihr Aufklärung geben, liebe gute Madame Corysande?"

Das war der erste Ruhepunkt, der Madame Corysanden Gelegenheit gab, zu Worte zu kommen.

Madame Corysande fühlte sich lahmgelegt wie eine Primadonna assoluta, die eine andere Künstlerin singen hört, von der sie sich um einen ganzen Olymp überragt sieht. Madame Corysande war bisher immer der Ansicht gewesen, sie zähle, was die Gabe des Vortrages anbelangt, zu den unerreichbaren Größen, und siehe da, nun hatte sich eine Concurrentin gefunden, der gegenüber ein Zwiegespräch unmöglich etwas Anderes sein konnte, als ein von dem einen Theile gehaltener und von dem anderen durch ein gelegentliches „oui" oder „non" unterbrochener Monolog.

„Ja wohl, duchesse."

Die Conversation wurde deutsch geführt, untermischt mit etwas Französisch.

„Sie sind eine sehr gescheidte Dame, Madame Corysande, Nicht wahr, Sie müssen mir zugeben, daß sich Wissen und Klugheit nicht so leicht, nicht so ganz umsonst erwerben

lassen? Der Mann lernt bis in sein spätes Alter und das verleiht ihm das Uebergewicht über die Frau, der in ihren Kinderjahren wohl Eines und das Andere eingetrichtert wird, der aber das Propyläum verschlossen ist, sobald sie einmal in die Welt eingeführt wurde. Fortan lernt sie dann nichts mehr. Ihre ganze Bibliothek ist der Roman und die Traveller-Literatur. Von wem sollte sie auch noch weiter lernen?"

„Wohl, Fürstin. Aber die Auto . . ."

„Die Autodidaxie, wollen Sie sagen?" (Die Fürstin ließ sie kein ganzes Wort zu Ende sprechen.) „Ja, diese Art des Studiums erfordert aber zehnfache Mühe und taugt ganz und gar nicht für Personen, die fortwährend, sei es mit ihrem Hauswesen, sei es mit ihrem Amusement beschäftigt sind. Es gehört ein großer und mächtiger innerer Antrieb dazu, Vorliebe zu irgend einem Fache — sonst macht die unrichtige Wahl die Frau einseitig, oder ein buntes Durcheinander ohne Wahl macht sie zu einem unausstehlichen, vielwissenden Polyhistor. Gott bewahre uns vor einer vielwissenden Frau. Wo sie sich niederläßt, dort stieben Mann und Weib und Kinder auseinander, als ob sie die Pest mit sich gebracht hätte. — Uti figura docet!"

Die Fürstin wies lachend auf sich selber. Das Lachen ließ ihr Gesicht mit einemmale sehr angenehm erscheinen;

alle die wirr durcheinanderlaufenden Falten strebten gleichsam in eine gewisse Harmonie zu einander zu treten.

„Selbst meine Tochter läuft vor mir davon, und ihr will ich doch sicherlich nur das Beste. Es gruselt ihr vor meiner Prälection. Jenun, mein Vortrag ist allerdings ein wenig brüsk; es ist nicht eben meine Art, geziert zu sprechen, daher bleibt auch nicht leicht Einer gern ruhig an meiner Seite sitzen."

„Fürstin, vielleicht in peri . . ."

„So ist's! In peritatetischer Weise." (Nicht um die Welt würde sie sie das ganze Wort haben aussprechen lassen.) Diese Methode ist entschieden die beste. Setzen wir den Fall, zwei Damen spazieren miteinander im Park. Da fällt ihnen ein Spinngewebe in die Augen, in dessen Mittelpunkte eine superbe große Kreuzspinne sitzt. Sie bleiben davor stehen. Bald darauf erscheint am Saume des in die Runde ausgespannten Netzes eine andere, kaum halb so große Spinne. Sie nähert sich furchtsam der ersteren. Diese lauert auf sie, die dürren Füße eingezogen, unbeweglich. Die kleinere kommt zaudernd und ruckweise näher und immer näher und näher; sie umtanzt die große zwei- und dreimal in spiralförmiger Linie. Die Spinne hat aber acht Augen und vermag die Herannahende nach allen Seiten hin zu beobachten. Nun ist die kleine ganz nahe herangekommen;

da spreizt die große Spinne mit einem jähen Ruck die Füße breit auseinander, die kleine erschrickt und flüchtet in eiligem Laufe von dem Netze in das schirmende Laub des Baumes zurück. Und nun dociren Sie Ihrem Zöglinge: „Sehen Sie, meine Liebe, das ist eine Scene aus dem häuslichen Leben der Spinnen. Die beiden sind Mann und Frau. Doch ist hier bei Weitem nicht der Mann der stärkere Theil, sondern die Frau. Die gewaltige große Spinne, welche das ganze Seidenpalais beherrscht, ist die Dame, die andere, die sich ihr so furchtsam nähert und schließlich wieder in den Winkel zurückflüchtet, die ist der Herr. Wenn die Frau übler Laune ist, so jagt sie den Herrn Gemahl fort, ja, wenn sie ihn zu fassen vermag, zaust sie ihn nicht selten derart, daß er am Platze bleibt.“ Und nun gehen Sie auf die Korollarien und die Nutzanwendung über.“

„Ah!“

„Oder aber: Sie sitzen mit Ihrer Eleve am Stickrahmen. Plötzlich stürzen zwei Fliegen vor Ihnen auf den Karton herab. Davon nehmen Sie Veranlassung, die „Physiologie der Fliegen“ des Näheren zu entwickeln. Sie lächeln doch nicht etwa über das, was ich Ihnen da sage, Madame Corysande? Die Konstitution der Fliege bildet ein herrliches Objekt eingehenden Studiums. Die Fliege ist ein bevorzugtes Geschöpf in der Welt, ein Meisterwerk der

Natur! — Wenn der Mensch von sich sagen darf, er sei der „Herr“ der Schöpfung, so kann die Fliege sagen, sie sei die „Herrin“ der Welt. Und das expliciren Sie ihr nun.“

„Aber Fürstin, ich weiß ja ganz und gar nichts von der Physiologie der Fliegen!“ rief Madame Corysande schaudernd.

„Ach, gehen Sie doch! Sie wissen das ganz gut! Wovon sollen wir denn sonst reden? Kann man denn z. B. Botanik lehren ohne unterscheidende Charakterisirung der Geschlechter? Taugt denn die Unkenntniß all dieser Dinge auch nur das Mindeste? Muß denn ein Mädchen, um sittenrein erhalten zu werden, in Unwissenheit auferzogen werden? Hat denn die Sittsamkeit nur so lange vorzuhalten, bis die Erkenntniß kommt? Das mag vielleicht bei den Mädchen der arbeitenden Bürgerklasse einen Sinn haben, die, wenn sie schön sind, vielen Versuchungen ausgesetzt sind; denen mag es frommen, bis zu ihrer Verheirathung nichts zu wissen, was die physiologische Seite ihres weiblichen Berufs betrifft; nach ihrer Verheirathung mag sie dann der Mann behüten, an den sie ja in allen Phasen des Lebens eng gebunden sind. Wozu aber die so wissenswerthen Geheimnisse der Natur den Töchtern jener Kreise verborgen halten, in denen Rang, Reichthum, Lebensweise die alltägliche Verführung unmöglich machen? Bei denen durch Unkenntniß

die weibliche Tugend durchaus nicht für immerwährende Zeiten sichergestellt würde, weil späterhin Mann und Frau in ganz gesonderten Sphären leben, die Frau aber gleichwohl immer und in jedem Falle fest bleiben muß? Was frommt es einer Prinzessin, Dinge nicht zu wissen, deren Kenntniß einem Bürgermädchen allerdings gefährlich sein mag? Und schließlich liegt ja der zuverlässige Schutz weiblicher Tugend durchaus nicht in der blöden Unschuld, sondern in dem angeborenen Stolze des Herzens. Mit diesem Stolze des Herzens gewappnet kann auch das Bürgermädchen über jedwede Versuchung obsiegen — ohne denselben auch die Fürstin lax sein. Daphne, die Nymphe, wußte im freien Walde ihren weiblichen Stolz gegen den Sonnenstrahl sogar zu bewahren, Danaë die Königstochter vermochte es selbst im wohlverwahrten Schlosse nicht einmal gegen den Regen."

Madame Corysande war nun doch in der That neugierig, wie denn das Alles enden solle.

„Ich bitte Sie, Madame Corysande, glauben Sie doch ja nicht, ich habe bei dem Gespräche nichts weiter im Auge, als eine trockene pädagogische Discussion mit Ihnen zu führen. Ich rede als Mutter mit Ihnen, in meiner Besorgniß um meine eigene Tochter. O ich bin kein überspanntes Gehirn, obschon es wahrhaftig nicht Wunder nehmen dürfte, wenn mein Verstand von all den Leiden,

die ich erduldet habe, verwirrt wäre. Denn nicht die Wucht des Schlages bedingt die Schwere des Leidens, sondern die individuelle Empfindsamkeit. Stellen Sie sich mein Schicksal einmal so recht lebhaft vor: Ich stand an der Schwelle des höchsten Glückes, welches ein Weib zu beseligen vermag, und da — da raubte mir eine leichtfertige, unverständige That, ein Glas frischen Wassers, ein geöffnetes Fenster oder vielleicht eine flüchtige Erregung für immer und ewig das ganze Paradies, dem ich entgegensah. Da sehen Sie: Tanzen, Klavierspielen, Malen, fünf Sprachen sprechen, eine gewählte Toilette machen, das Alles hatte man mich gelehrt, so gut wie eine Andere; nur Eines hat man mich nicht gelehrt, gerade Dasjenige, was das Endziel des weiblichen Lebens ist: wie man es vermeiden müsse, eine Kindesmörderin zu werden."

Auf Madame Corysandens Stirne begannen die hellen Schweißtropfen zu perlen. Sie begann nachgerade zu ahnen, worauf die ganze Konferenz hinauswolle?

„Avez-vouz des enfants?"

„Noch immer nicht, Fürstin," erwiderte Madame Corysande mit allmälig anhebender Bitterkeit.

„Schade, denn da werde ich Ihnen nun Alles überaus umständlich expliziren müssen. Wollen Sie so gütig sein, mit mir in mein Lesezimmer zu kommen."

Sie mußte wohl.

Das Lesezimmer lag in der Etage, gerade über dem Saale, in welchem Raphaela Klavier spielte. Die Variationen, die sie zu Chopin's Phantasien spielte, klangen herauf.

Im ganzen Schlosse hatte man bereits die Lampen angezündet; alle Säle waren beleuchtet. In den meisten Zimmern standen die Fenster offen; zu denselben wimmelten Nachtfalter aller Art herein und umflatterten die Lampen; ab und zu huschte auch eine Fledermaus herein und schwirrte im Zickzack durch den hellerleuchteten Raum. Die Fürstin hatte nicht die geringste Scheu vor diesen Thieren. „Das sind meine Schwalben," meinte sie.

Draußen im Haine koncertirten die Sänger der stillen Nacht, die Nachtigallen.

Es war eine herrliche Nacht; der Mond schien hell durch alle Zimmer und verstärkte die gelben Schatten im Lampenlichte mit silberblauen Nuancen.

Die Fürstin gab dem Kammerdiener Befehl, das Frühstück für Beide im Lesezimmer zu serviren. Raphaela braucht nichts — sie pflegt nicht zu frühstücken (wenigstens Abends nicht.)

Uebrigens hätte auch Madame Corysande das Frühstück gerne gemißt. Vor Allem mußte sie ein rohes Ei ausschlürfen. Dann setzte man ihr Thee vor, aus dem sie nicht

recht klug zu werden vermochte, ob Ambra darin sei oder Anis? Hierauf mußte sie aus einer kleinen muschelförmigen Tasse eine überaus verdächtige, zitternde Gallerte schlucken, die aller Wahrscheinlichkeit nach aus Gartenschnecken bestand, welche man sammt ihren Gehäusen zerstoßen und dann gesalzt hatte; dazu lagen geröstete Brotschnitte auf, die mit einem völlig undefinirbaren Etwas bestrichen waren; am nächsten lag die Vermuthung, daß das Zeug ehedem eine Seespinne in den Markhöhlen ihrer Scheeren und Beine getragen habe.

Die Fürstin ließ die Vorhänge an den Fenstern herab. Zu wissenschaftlichen Abhandlungen sind Nachtfalter durchaus nicht unentbehrlich.

Im Zimmer war eine herrlich eingerichtete Bibliothek aufgestellt. Ein jäher Schreck aber preßte Madame Corysande das Herz zusammen, als sie die Titel zu lesen begann, die auf dem Rücken der einzelnen Bände prangten. Diese Art Literatur war ihr in der That „étrange“.

Zum ersten Unterricht wählte die Fürstin einen anatomischen Atlas; gleich beim Aufschlagen desselben wandelte Madame Corysande eine Ohnmacht an. Nein! Niemals ist der Grabstichel des Kupferstechers zu entsetzlicheren Werken mißbraucht worden, als bei diesen Abbildungen.

Die Fürstin docirte. Madame Corysande wurde grün und blau dabei.

„Denn sehen Sie, Madame Corysande,“ sagte die Fürstin im Verlaufe ihres Vortrages: die Kardinalsünde unserer Frauen-Erziehung ist eben die, daß wir ausschließlich nur für die geistige Ausbildung der Mädchen bedacht sind, es aber ganz und gar verabsäumen, den Körper, den animalischen Theil des Wesens seiner Bestimmung entsprechend zu entwickeln. Die Folgen dieser Versäumniß sind denn die unglücklichen Ehen. Die Physik ist mächtiger als die Ethik. Tugend und Sitte sind dem Weibe angeboren, die hat man es nicht erst zu lehren. Wohl aber muß man ihm den gesammten Organismus des Lebens, dessen innerliches, wunderbares Zusammenwirken zur Anschauung bringen. Sehen Sie, was aus mir geworden ist, weil ich es seinerzeit verabsäumt habe, mir diese Erkenntniß anzueignen! Ich bin eine aus der Welt verbannte, eine gestorbene Frau geworden. Vor einem ähnlichen Loose möchte ich meine einzige Tochter bewahren. Leider rede ich ihr vergeblich von all' diesen Dingen. Sie ist eine wahre Amsel. Sie ist nicht im Stande, meinem Vortrage aufmerksam zu folgen; sie lacht und lacht, und kaum habe ich fünf Minuten lang Etwas explicirt, so springt sie auf und läuft davon. Darum ist es mir sehr lieb, daß ich mich mit Ihnen besprechen kann. Ich

will Ihnen Alles erklären und erläutern und Sie werden dann wider Raphaelen enseigniren. Vielleicht habe ich aber nicht hinreichend vom Alpha angefangen? Kennen Sie die allgemeinen Grundzüge der Struktur des weiblichen Körpers? Nicht? Nun so will ich Ihnen eine weibliche Gestalt in ihrer eigensten primitivsten Realität zeigen."

„Dieu!" fuhr Madame Corysande galvanisirt auf: „Une dame sans habits?"

Die Fürstin zog von einem Schranke den Vorhang hinweg.

Was sich nun da Madame Corysandens Blicken darbot, davor hatte sie allen Grund, nicht zu erröthen, sondern zu erbleichen. Die „Dame" war — ein Skelet.

Der Anblick eines solchen berührt überhaupt nicht eben Jedermann angenehm; was aber speciell für Madame Corysande den Hochgenuß noch packender machte, das war der Umstand, daß sie nun jedes einzelne Knöchelchen des ganzen weiblichen Skelets nach seiner Bestimmung, nach allen seinen Vor- und Nachtheilen auf das Minutiöseste studiren mußte; wendete sie einmal das Gesicht ab, so explicirte ihr die Fürstin die Geschichte noch einmal. O, die Fürstin war wie zum Professor der Anatomie geboren!

Wohl noch niemals war Glockengeläute mit solcher Inbrunst begrüßt worden, als diese Nacht um zehn Uhr das Zeichen, welches zur Messe rief; der Vortrag ward unter-

brochen, Madame Corysande war von dieser der spanischen Inquisition würdigen Tortur befreit. Die Andacht der Fürstin erlitt durch ihren leidenschaftlichen Hang zur Wissenschaft keine Einbuße.

„Wir wollen nun in die Kapelle gehen,“ sprach sie, während sie ihre naturwissenschaftlichen Lehrbücher wieder an ihre Stelle brachte und dafür ihr Gebetbuch hervorsuchte. In Madame Corysande dämmerte ein schwacher Strahl der Hoffnung auf, daß nunmehr die Prälection vielleicht doch als geschlossen zu betrachten sein dürfte.

Prinzessin Raphaela erschien in der Thür; sie steckte aber blos den Kopf herein und schickte, wie um das Terrain zu sondiren, die Frage voraus:

„Sind Sie nur zu Zweit hier oder zu Dritt?“

„Nur zu Zweit,“ erwiderte die Fürstin und zog den Vorhang vor das Skelet. „Du Lori-Papagei! Im Ganzen weiß sie zwei Worte zu sprechen, und da meint sie, sie könne reden.“

Raphaela trat ein und fragte Madame Corysande mit malitiöser Freundlichkeit:

„Nun, wie gefällt Ihnen Mama's Bibliothek?“

„Sie ist entsetzlich schön.“

„Was verstehst Du davon, Du Goldfasan? Was kein Roman ist, ist für Dich kein Buch. Da, trage mir das

Gebetbuch. Das ist wenigstens eine Lektüre, der wir Beide gemeinschaftlich obliegen. Gieb mir Deinen Arm, Riesin Du! Welch' ein Grenadier wäre aus Dir geworden, wenn Du ein Mann wärest. Komm. Bete, daß Dir der liebe Gott einen zu Dir passenden Mann erschaffe."

Die Kapelle war im linken Flügel des Schlosses gelegen und nahm den Raum des einen Donjons ein. Das Innere war mit fürstlicher Pracht ausgestattet. Meisterwerke der Maler- und der Bildhauerkunst waren rings um den Altar und an den Wänden angebracht. Allein Madame Corysande vermochte heute ihre andächtige Stimmung nicht zu finden. Selbst bei der Betrachtung der Heiligenbilder und Statuen spukte ihr immer der Gedanke im Kopfe herum: Hier verläuft der „Musculus buccinator", dort der „Musculus masseter", dieser hier ist der „Ferratus magnus", jener dort der „Pronator", der andere der „Flexor", et caetera et caetera!

Der Gottesdienst währte eine halbe Stunde.

Als sie die Kapelle wieder verlassen hatten, sagte die Fürstin zu Raphaela:

„Nun geh' Deiner Wege; wir können Dich nicht brauchen. Ich weiß, Du liebst die Speisen nicht, die ich genieße; und sie sind doch speciell der weiblichen Bestimmung angepaßt. Du goutirst nur Deine eigenen Leibspeisen. So

bestelle Dir nun beim Koch, was er Dir besonders bereiten soll. Du sollst bei mir nicht Hunger leiden. Geh', Du schöner Pfau!"

Raphaela dankte für die Erlaubniß und flog trällernd den Corridor entlang.

„Wir aber wollen nun in mein Museum gehen."

Madame Corysande athmete erleichtert auf. Also nicht in die Bibliothek. Ihr Stoßgebet zu St. Rochus hatte also doch genützt.

Je nun, wie man's eben nimmt. „Nützen" ist ein relativer Begriff.

Madame Corysande stellte sich unter dem „Museum" der Fürstin eine Raritätensammlung vor: Antike Schmucksachen, werthvolle Gemälde, alterthümliche Stickereien, Kostüme und Möbel, Porzellane und Majoliken, Erb- und Gedenkstücke aus alten Zeiten, wie man sie in vornehmen Herrenhäusern wohl zu finden pflegt.

Doch welch' entsetzliche Enttäuschung wartete ihrer.

Sie trat in ein — anatomisches Museum. Es war zusammengestellt aus all' jenen schauderhaft schönen, meisterhaften Modellen der — Natur, welche der neugierige Laie nur einmal flüchtig anzusehen braucht, um sich für einen Monat Speise und Trank, alle seine Mitmenschen und sich selber gründlich zu verleiden.

Und in diesem entsetzlichen Museum mußte Madame Corysande volle anderthalb Stunden lang mit Aug' und Ohr den Erläuterungen der Fürstin über alle möglichen pathologischen Mysterien, den Revelationen über die geheimnißvolle Thätigkeit der inneren Bestandtheile des Menschen folgen! Es waren Enthüllungen, um ein Hypochonder zu werden, und die wohlmeinende Professorin stopfte damit alle Sinne der Aermsten dermaßen voll, daß diese all' die besprochenen Uebel und Gebrechen in allen Theilen ihres Körpers wirklich und wahrhaftig zu fühlen glaubte.

„Nun sehen Sie, es ist gut, daß ich Ihnen das Alles erklären konnte," sprach die Fürstin schließlich mit vieler Befriedigung. „Den großen Goldfasan führe ich ganz vergebens mit mir hierher; sie ist im Stande und deckt sich den Volant ihres Rockes über das Gesicht, um nur ja nichts zu sehen."

Madame Corysande hätte sich wahrhaftig gern ihren ganzen Regenmantel über das Gesicht gebreitet!

„Und sehen Sie, das sind doch gerade jene Dinge, welche die Mädchen aus vornehmen Häusern hauptsächlich und vor Allem lernen müßten. Daß ihnen diese Kenntnisse mangeln, das ist der Urgrund alles Familienglücks, das ist die Ursache, daß die Männer ihre Frauen vernachlässigen,

daß sich die Frauen elend fühlen. Haben Sie sich Alles wohl gemerkt? Werden Sie Alles, was Sie von mir gehört haben, Raphaelen wieder zu sagen wissen? Werden Sie es auch nicht wieder vergessen?"

„Ich fürchte: nein," sagte Madame Corysande zu sich selber.

Nunmehr verstand sie wohl, was die Worte besagen wollten, die sie von Livia über die Fürstin gehört hatte; und nunmehr begriff sie auch, warum Raphaela Livien niemals mit sich zu ihrer Mutter nahm.

Wir besorgen nicht, eine falsche Angabe in die Weltgeschichte einzuschmuggeln, wenn wir behaupten, es sei heute zum ersten Mal der Fall vorgekommen, daß ein mit lebendigem Leibe ausgestatteter Mensch den schreckhaften mitternächtigen Glockenschlag als das Signal seiner Befreiung mit Sehnsucht herbeiwünschte. Nach Madame Corysandens Informationen pflegte man im Schloß zu Etelvar mit dem Schlag Zwölf um Mitternacht das Diner aufzutragen. Der Glockenschlag ist aber im ganzen Herrenhause systematisch geregelt. So wie andere Herrschaften einen eigenen Hausarzt im Schlosse halten, so hält die Fürstin einen Haus-Uhrmacher. Die Uhr des Koches geht gegen jene im Speisesaal um drei Minuten voraus. Die weibliche Klatschgesellschaft in der Gesindestube will wissen,

diese Einrichtung habe den Zweck, die Gespenster konfus zu machen; unter den unzähligen Schlägen der vielen Uhren vermögen die Spukgeister den richtigen nicht mehr herauszufinden. Die männliche Dienerschaft dagegen behauptet, die Sache sei deshalb so eingerichtet, damit die Tafel in gehöriger Ordnung bestellt werden könne. Die Fürstin gestattet die Speisen nur in vollständig ausgekühltem Zustand aufzutragen, deshalb sei zwischen dem Glockensignal des Koches und dem „Le diner est servi" des Kammerdieners ein Intervall von drei Minuten gelassen.

Und diese drei Minuten genügen der Fürstin eben noch, Madame Corysanden den geheimsten Schrank des Wachsfigurenkabinets zu erschließen und sie kontemplativ mit jenem haarsträubenden Mysterium bekannt zu machen, welches im Leben König Ludwigs II. von Ungarn und Macduffs das erste verhängnißvolle Ereigniß bildete.

Madame Corysande ward vom Fieber geschüttelt; ein paar Mal war sie nahe daran, in Ohnmacht zu fallen.

Eine Ritterburg voll mit Gespenstern würde ihr nicht so viel Grauen und Qual verursacht haben, als diese fürchterlichen wissenschaftlichen Vorträge.

Selbst als sie bereits die Treppe zum Speisesaal hinabstiegen, ließ die Fürstin die Erörterung ihrer materialistischen Lebensanschauungen noch immer nicht sein; sie blieb immer

wieder stehen, drängte Madame Corysanden an die Wand und demonstrirte ihr, wie jedwede böse Erregung, jede Leidenschaft, jede Charakterschwäche in gewissen Gebrechen der Lebensorgane ihren Urgrund habe; dieses körperliche Leiden erzeugt diesen Seelenzustand, jenes jenen. Und dabei betupfte sie mit der Fingerspitze immer leicht und zart den betreffenden Körpertheil ihres Opfers, der jeweilig eben den Gegenstand der Erläuterungen bildete.

Bei Tisch erschienen nur die drei Damen. Die Fürstin war nicht freigebig mit der Gnade, Jemand an ihre Tafel zu ziehen. Es war dies für Madame Corysande eine Auszeichnung im wahrsten Sinne des Wortes. Und doch durften alle diejenigen, welche die Fürstin dieses Glückes nicht theilhaftig werden ließ, ihr dafür in der That zu tiefstem Dank verpflichtet sein, denn das Menu an der fürstlichen Tafel war ein entsetzliches.

Vor Allem wollen wir bemerken, daß sämmtliche Gerichte fast ohne jede Zuthat von Salz, dagegen aber mit sehr viel Zucker bereitet wurden.

Ferner hatte hier jede Speise ihren besonderen Zweck. Freilich hat auch die Speise des armen Mannes ihren Zweck: den Magen zu befriedigen. Allein die Speisen der Fürstin hatten durchweg nicht ausschließlich für den Magen eine edle Aufgabe. Ihre heilsame Wirkung war auf sämmtliche

Organe des Körpers und zwar auf jedes einzelne besonders berechnet; das eine Gericht wirkte dahin, das andere dorthin. Man aß von den Sachen nicht, um satt zu werden, sondern um erfrischende, anregende, erweichende, herzstärkende, blutreinigende, schweißtreibende und schlaferregende Mittel in sich aufzunehmen; hatte die Fürstin einen Gast, so pries sie ihm die verschiedenen Gerichte mit der Rekommandation an: dieses sei für diesen, jenes für jenen Zustand gut — nur gegen den Hunger taugte keines von allen; hatte der Gast glücklich die ganze Apotheke durchgekostet, so war es in der That überflüssig, ihm erst noch zu wünschen, daß es ihm wohl bekommen möge.

„Nun, Du lebensgroßes Porträt, bist Du einmal aus Deinem Rahmen getreten?“ Mit diesen Worten begrüßte die Fürstin ihre Tochter. „Ein wahrhaftiges Porträt. Jeder ihrer Gesichtszüge ist unbeweglich. Pflegst Du etwas zu denken? Fühlst Du etwas? Hunger, nicht wahr, weiter nichts? Liebst Du Jemanden?“

„Ja wohl. Dich.“

„Niemand. Dich selber. Nun, was hast Du Dir denn zum Mittagbrod bereiten lassen?“

„Was eben für die Dienerschaft gekocht wurde. — Sehr schmackhafte Sachen! Kartoffelsuppe und „Pörkölt mit Tarhonya.“

„Und von all' den Dingen taugt nicht ein einziges für Dich. Kartoffeln theilen dem Blute allzu viel Eiweiß mit und machen zur Bleichsucht geneigt. Paprika aber wirkt aufreizend auf die Eingeweide. Wollen Sie ihr das bei nächster Gelegenheit doch erklären, Madame Corysande."

Madame Corysande hörte von dem Gespräch aber auch nicht ein Wort. Ihre Aufmerksamkeit war anderwärts in Anspruch genommen. Eine prachtvolle, große Nachteule, welche auf der Rücklehne des Armstuhles der Fürstin saß, fesselte ihren Blick. Madame Corysande hatte einen Abscheu vor Eulen überhaupt und vermochte auch nicht mit Sicherheit zu unterscheiden, ob sie ein lebendiges Thier, oder blos ein ausgestopftes Exemplar vor sich habe. Ein eigenthümlicher Zierrath für einen Armstuhl war das Vieh jedenfalls.

Endlich war die Suppe, auf die Teller der einzelnen Gedecke vertheilt, doch soweit abgekühlt, daß man sich zu Tische setzen konnte. Was man da Suppe nannte, war eine Art von fuchsiger Flüssigkeit, die auf Madame Corysande, nachdem sie einen Löffel voll davon versucht hatte, den Eindruck machte, als hätte sie einen Rebus in den Mund genommen, der sich so lange nicht verschlucken läßt, als er nicht mit der Zunge gelöst worden ist. Derartiges hatte sie in ihrem Leben noch nicht verkostet.

Vor der Fürstin stand eine offene Büchse, aus der sie

mit einem kleinen goldenen Löffel ein dickflüssiges Ingrediens von derselben appetitlichen Farbe, welche auch die Suppe zur Schau trug, schöpfte und unter diese letztere mischte, um dieselbe gehaltvoller zu machen.

„Das ist Känguruhextrakt-Suppe," erklärte die Fürstin ihrem verblüfften Gaste. Madame Corysande dachte bei diesem Worte nicht anders, als das Kängkuruh müsse auch noch als Fleischextrakt seine Sprungfertigkeit beibehalten haben, und schielte neidischen Blickes zu Raphaela hinüber, die mittlerweile mit gesunder Hast einen Teller appetiteregender Kartoffelsuppe verzehrte.

„Diese Suppe befördert die Festigkeit der Muskeln," rechtfertigte die Fürstin das bittersüße Gericht. „Sie ist allen Jenen nothwendig, welche das plastische Ebenmaß der weiblichen Formen lange bewahren wollen. Nehmen sie noch, Madame Corysande."

Die Fürstin verlangte eine Unmöglichkeit. Ihre Speisen waren durchweg derart, das man von denselben höchstens kosten konnte; davon zu essen — dazu gehörte eben eine so felsenfeste Ueberzeugung, wie sie die Fürstin beseelte.

An ihrer Tafel wußte man niemals, was man aß. Unter einer Rinde von Teig lauern da verdächtige, zitternde und schleimig-dehnbare Stoffe aller Art; Gehäcksel von hundert verschiedenen Gräsern und Gemüsen, zu einem

komplicirten Gemengsel gerührt, birgt allerlei entsetzliche schlüpfrige und klebrige Bissen, vor denen dem Hungrigen selbst die Haut schaudert, wenn er sie hinabwürgt. Mit einemmale kracht Etwas unter den Zähnen und nun erst wird man gewahr, daß man soeben im Begriff steht, irgend ein Thier zu verschlingen, welchem man seiner Tage niemals ein Leides gethan. Man spießt Etwas an die Gabel und freut sich darauf, in der Meinung, man habe ein Stück Backwerk vor sich; nun beißt man darein und wird dabei inne, daß es eigendlich eine Bratwurst ist: hat man es aber endlich auch hinunter geschluckt, so dämmert nachträglich die Ahnung aus dem Magen empor, daß es eigentlich doch irgend ein kriechendes Thier gewesen sein dürfte.

Einen wesentlichen Faktor im Menu der Fürstin bildeten die Thiere mit kaltem Blute: Fische, Krebse, Frösche, Muscheln. Madame Corysande aber vermochte nur mit eigenem, magnetischem Schauder an alles derartige Gethier zu denken. Sie aß niemals Fisch, mit den Amphibien aber lebte sie vollends in offener Feindschaft.

Und da war die Fürstin zum Ueberfluß auch noch so gnädig, ihr zu expliziren, welche Vortheile die Wasserthiere als Nahrungsmittel gewähren; sie erwartete nichts Geringeres, als Madame Corysande werde diese Art Speisen nun auch daheim einbürgern und setzte ihr zu diesem Behufe umständlich

auseinander, wie man Frösche mit schwarzer Kaffee-Sauce bereite, welche Zuthaten zur Minestra aus chinesischen Holothuren gehören, warum zu einer Schüssel Grancevoli zwei Seespinnen genommen werden, wie viele Sorten von Gräsern und Nesseln und Kräutern zu einer Macedoine zusammengehackt werden müssen, aus welch' unzähligen Ingredienzien das Füllsel der kleinen, lilafarbenen, in Gurken eingemachten Beeren bestehe, die man Melonzani nennt, und so fort, genau so, wie die gute Hauswirthin ihren Gästen mit dem Recepte einer Speise dient, welche den besonderen Beifall derselben gefunden hat.

Von Fleischspeisen gestand die Fürstin ausschließlich den verschiedenen Wildgattungen Bürgerrecht zu; aber auch diese wurden in so sonderbarer Gestalt servirt, daß jeder Unbefangene weit eher glauben mußte, was man da vor ihm aufschneide, sei eine Art chokoladefarbiger Käse, nicht aber Hasenfleisch; als eine mahagonibraun gebeitzte Masse Madame Corysanden mit der Rekommandation vorgestellt wurde: das sei ein delikater „Biberziemer," — da that sie still für sich das heilige Gelübde, wenn sie heimkomme, wolle sie sofort ihren Kastorhut pensioniren, um nur ja nicht mehr an diese Schüssel erinnert zu werden.

Aber jedes dieser Gerichte zielt speziell auf Stärkung oder Erfrischung eines oder des anderen weiblichen Lebensorgans ab.

Ueber Tisch schmähte die Fürstin fortwährend darüber, daß Raphaela die „Bauerngerichte“ mit solchem Appetit verzehre, dagegen ihre rationellen Speisen nicht einmal versuchen möge.

„Das sind Speisen, wie sie für Dich passen. Wenn Du Dich nicht an solche Nahrung gewöhnst, wird Dein Mann niemals gut gegen Dich sein.“

„Mama, da mag ich lieber gar keinen Mann, als daß ich alle die Frösche und Schnecken da mit in den Kauf nehmen sollte.“

„Du redest eben in die Nacht hinein, wie ein Gänschen. Warum trinken Sie nicht, Madame Corysande? Sie essen sehr wenig und trinken vollends gar nicht.“

Von Getränken waren vielerlei Gattungen aufgesetzt. Sie waren durchweg alle lauwarm, wie die Speisen. Das ist also eingerichtet, um die Zähne zu konserviren. Bier und Wein waren nicht da; dafür aber in verschiedenen Flaschen und Karaffen Gerstenwasser, Brodwasser, süße Molken, saure Mährte, Orangenwasser u. dgl. Der Kammerdiener hatte einen frommen Betrug verübt: er hatte mitten unter diese Delikatessen hinein in einem Fläschchen mit der Aufschrift „Himberwasser“ für Raphaela eine leichte Sorte Rothwein auf die Tafel geschwärzt. Die Prinzessin fühlte ein menschlich Rühren und schänkte Madame Corysanden von

dem Weine ein. Madame Corysande war ihr dafür zu ewigem Danke verpflichtet; das Gläschen Rothwein bewahrte sie davor, nach Tisch von einem tüchtigen Fieber geschüttelt zu werden.

„Sie sind, wie ich sehe, an andere Speisen gewohnt,“ sprach die Fürstin. „Nun warten Sie, jetzt kommt etwas, was gewiß Ihren Beifall finden wird. Der edelste Theil vom Rinde. Das einzige Stück an den Wiederkäuern, welches werth ist, Frauen zur Nahrung zu dienen.

„Was mag das wohl sein?“ Man brachte die Schüssel — ein ungeheures gespicktes Rinderherz.

„Das Herz der Thiere, als Speise genossen, stärkt das Frauenherz. Das Herz der Frau ist bekanntlich um ein Achttheil kleiner, als das Herz des Mannes. Daher bei jedem jungen Mädchen der Trieb, vom Huhn, oder sonstigen Geflügel das Herz zu verzehren. Es ist das eine instinktive Prophylaxe gegen Cardiopalmus. Am wirksamsten in dieser Beziehung ist das Herz vom Rinde. Essen Sie doch, Madame Corysande . . . .“

Aber um keinen Preis der Welt würde Madame Corysande davon gegessen haben. Es fiel ihr das Herz des Troubadours ein, welches jener grausame Gatte seiner Gemahlin als das Herz eines Hirsches zubereitet vorsetzte. Die edle Dame hatte sich darauf durch Hunger getödtet.

„Auch Du nicht?“ wandte sich die Fürstin an Raphaela.

„Nein Mama; ein getheiltes Herz nehme ich nicht.“

Schließlich erreichte dann doch auch dieses Diner glücklich ein Ende.

Raphaela küßte ihre Mama. Die Fürstin zog sie in ihren Schoß — das Mädchen war eine wahre Dianengestalt.

„Nun komm her, kleine Puppe Du; Du winziges Ding. Wie lange habe ich Dich nicht mehr in den Armen gehalten! Nun sage mir einmal, wie hast Du Dich denn aufgeführt, seitdem ich Dich nicht gesehen habe? Hast Du schon Männerherzen an die Sclavenkette gereiht? Wie? Einen ganzen Rosenkranz wohl gar? Nicht? Oder spielst Du noch immer mit der Puppe? Aus Deinen Briefen ist nur wenig zu entnehmen. Du absolvirst die jungen Männer, deren Du allenfalls Erwähnung thust, verzweifelt kurz. Eugen ist ein guter Reiter; Béla ist ein Narr, Alienor ist ein unausstehlich schöner Mann — was aber weiter? Was ist mit Eugen?“

„Er ist noch immer ein guter Reiter.“

„Und Béla?“

„Ist noch ein klein wenig mehr Narr als früher.“

„Nun, und Alienor?“

„Ist genau so schön und so unausstehlich, wie bisher.“

„Das ist mir lieb, daß Du im Stande bist, die Männer

kaltblütig zu beurtheilen. Jedes Mädchen hat sein Ideal. Es ist aber durchaus nicht nothwendig, daß es dasselbe zu heirathen gedenkt. Es ist ein großes Unglück für eine Frau, wenn sie zufällig Denjenigen zum Manne bekommt, den sie vergöttert, — denn sie wird dann seine Sclavin. Was den guten Ehegatten charakterisirt, das ist die Mittelmäßigkeit. Eine Ehe, wie Zenobia mit Odenathus führte, ist die glücklichste. Der Gatte soll weder ein sehr berühmter, noch ein sehr kluger Mann sein. Rang und Name, von den Vorfahren ererbt, taugen mehr, als wenn sie durch eigene Kraft erworben worden sind. Das Schicksal der Familie hängt von der Frau ab. Eine gesunde Frau kann aus einem kränklichen Mann einen rüstigen Menschen machen, aus einem Feigling einen starken Charakter, aus einem einfältigen einen gescheidten Mann; und umgekehrt: an der Seite eines überkräftigen Gatten kränkelt die Frau und verkümmert, an der Seite eines allzu energischen Charakters wird sie eine scheue, furchtsame Puppe, und hat der Mann zu viel Verstand, so erscheint die Frau alsbald als ein einfältiges Wesen ohne Willen, ohne die Fähigkeit, zu denken.— Dein Papa ist doch wohl?"

„Als wir ihn verließen, war er sehr heiter. Er sendet Dir durch mich einen Kuß."

„Danke. Bringe ihm den meinen wieder. Wir haben sehr

zärtlich mit einander gelebt. Du weißt das wohl, Allein er hat einen Beruf, der ihm nicht gestattet, die Fesseln der Launen einer Frau zu tragen. Er muß in der Welt leben, ich außerhalb derselben. Seine Zeit ist der Tag, die meine die Nacht. Fragen die Leute, die Euch besuchen, zuweilen nach mir?"

„Ich melde Dir ihre Empfehlungen jedesmal in meinen Briefen."

Bei diesen Worten erinnerte sich Madame Corysande, daß auch sie noch eine zu bestellende Empfehlung am Herzen habe.

„Gestatten Sie, Fürstin, daß ich gleifalls einen Abschieds-Handkuß überbringe; ich bin damit betraut."

„Von wem?"

„Von Napoleon v. Zarkany?"

„Ah, Napoleon war bei Euch! — Von ihm hast Du mir in Deinen Briefen nicht geschrieben."

„Ich habe nicht an ihn gedacht, erwiderte Raphaela.

Die Fürstin reichte Madame Corysanden die Hand zum Kusse.

„Ich danke Herrn v. Zarkany für die Erinnerung. Aus dem jungen Menschen wird dereinst noch ein großer Mann werden. Sie können ihm sagen, ich habe es ihm prophezeit. Ein großer Mann."

„Weshalb glaubst Du das?“ fragte Raphaela.

„Deshalb, weil man ihn nicht bemerken will.“

Die weitere Erklärung wurde durch einen Blitz abge- schnitten, der mit einem Schlage durch das geöffnete Fenster herein blendendes Licht im Saale verbreitete. Das Gewitter war rasch heraufgezogen, daß man erst beim ersten Blitzschlage sein Herannahen bemerkte.

Die Fenster standen offen, die Vorhänge waren nur zur Hälfte herabgelassen; der Blitz konnte in seiner vollen Pracht erscheinen, um das Lampenlicht zu verdunkeln.

„Ach welch, ein herrliches Gewitter,“ rief die Fürstin aus und zog die Vorhänge völlig zur Seite, um das erhabene Schauspiel in vollem Umfange genießen zu können.

Madame Corysande aber fürchtete sich vor Blitz und Donner über die Maßen; wenn ein Gewitter im Anzuge war, pflegte sie sich in ihr Zimmer einzusperren, und wenn das Tosen und Grollen zu arg wurde, kroch sie unter die Bettdecke. Dazu war sie von dem Vorurtheil befangen, daß der Blitz mit besonderer Vorliebe durch die geöffneten Fenster in's Haus einzuschlagen pflege. Die Fürstin aber faßte die beiden Damen an der Hand und zog sie an das Fenster, um sie von hier aus diese herrliche Glanz- und Lichtverschwendung der Natur, die im Zickzack kreuzenden Sonnenstrahlen inmitten der dunklen Nacht bewundern zu lassen.

„Solche feierliche Momente bergen das Geheimniß der Schöpfung," flüsterte die Fürstin der zitternden Corysande zu. „Die überquellende Elektricität wirkt befruchtend auf Pflanze und Thier und Mensch. Im Leuchten des Blitzes wird die Trüffel gezeugt. Das ist eine von den Gelehrten anerkannte Thatsache."

Und nun docirte die Fürstin ihrem fortwährend gefangen gehaltenen Opfer die unmittelbar schöpferische Kraft der Elektricität so anschaulich und faßlich, daß sich die gute Madame Corysande vor dem Blitze ungefähr in dem Sinne zu fürchten begann, wie man sich vor einem zudringlichen Manne fürchtet.

„Solche schöne Gewitter sind meine Feste," sprach die Fürstin entzückt. „Sie sind mein Concert, mein Schauspiel, an denen sich die Menschen, die bei Tage leben, gar niemals ergötzen können. In solchen Momenten vergesse ich, daß ich auf Erden, daß ich ein Mensch bin. Ich liebe diese Gegend darum ganz besonders, weil sie so häufige schöne Gewitter hat. Wie präcis senkrecht dieser Flammenstrahl vom Himmel niedergeschlagen hat! Welch' ein dröhnender Orgelton hinterdrein! Welch' herrliche, nächtliche Musik!"

Schade nur, daß die Geschichte bloß kurze Zeit dauerte. Das Ungewitter zog allzu rasch über die Gegend dahin.

Gleichwohl schien die Fürstin nach demselben völlig erfrischt.

Es war zwei Uhr nach Mitternacht.

Hier zwei Uhr Nachmittag.

„Jetzt ist die schönste Zeit zu einem Spaziergange, Madame Corysande.“

„Im Corridor vielleicht, Fürstin?“

„O nicht doch, nicht im Corridor. Wer wird denn in gedeckten Räumen promeniren, wenn draußen die Luft voll Leben, Elektricität und Ozon ist! Hinaus in's Freie. Wir werden im Park spazieren.“

Die Fürstin klingelte und gab dem Kammerdiener ihre Befehle. Die Mädchen sollen die Lampen und die Gondel in Bereitschaft halten.

„Man wird also doch wenigstens in der Gondel spazieren fahren,“ tröstete sich Madame Corysande. „Wie könnte man denn auch anders promeniren — die Wege liegen ja voll Morast.“

Der schmunzelnde Seitenblick aber, den ihr Raphaela aus halbem Auge zuwarf, blieb gleichwohl verdächtig. Offenbar ist da noch irgend Etwas im Anzuge.

Sobald gemeldet wurde, die Gondel stehe bereit, nahmen die Damen ihre Plaids um und stiegen die Hintertreppe

des Schlosses in die große Säulenhalle hinab, deren Fuß unmittelbar die Wellen des Teiches bespülten. Es war ein schöner, großer Fischteich, rings an den Ufern mit Nymphäen eingefaßt. Feiste Karpfen schnellten an die Oberfläche empor und schnappten nach den Gelsen, die über dem Wasserspiegel schwärmten. Es war eine liebliche, erquickende Nacht, Am Firmamente strahlten die Sterne in Regenbogenglanz; der Mond ging soeben hinter den hohen Baumwipfeln nieder; an den Spitzen des Laubes funkelten die Regentropfen, gleich eben so vielen Diamanten; Gras und Baum und Blume, Alles hauchte zehnfachen Duft nach dem erfrischenden Regen; die Luft war wohlig und berauschend.

Vier dralle Dienstmädchen geleiteten die Damen mit Lampions, die an langen Stangen befestigt waren; es fiel Madame Corysande auf, daß auch die Ruderer sammt und sonders weibliche Dienstboten waren.

Die Lampen warfen ihren Schein weithin über den zitternden Spiegel des Teiches; dem dahingleitenden Kahne folgten schlankhalsige Schwanenpaare.

Die Gondel hielt die Richtung nach einer kleinen Insel hin, welche sich in der Mitte des Teiches aus dem Wasser empor hob. Die Insel war ringsum am Rande mit Tamariskensträuchern bewachsen; innerhalb dieser Gebüsche lag ein ausgedehntes Rasenstück, hie und da durch Blumen-

gruppen unterbrochen, die aus Rosen und seltenen Südgewächsen zusammengestellt waren.

Nur Wege waren im ganzen Umkreise der Insel nicht zu sehen. Der grüne Rasenteppich bedeckte ununterbrochen den ganzen Boden.

„Wo werden wir denn da eigentlich promeniren?" flüsterte Madame Corysande in ängstlicher Besorgniß Raphaelen zu, als sie sah, daß die Gondel an die Insel anlegte.

„Im Grase," antwortete Raphaela.

„In unseren dünnen Brunellschuhen?" fragte Corysande erschrocken.

„Nicht doch. Barfuß."

Madame Corysande hielt diese Auskunft für Scherz. Alsbald aber mußte sie sich mit Entsetzen von der schauderhaften Wahrheit derselben überzeugen — die Mägde schickten sich an, der Fürstin und Raphaela Schuhe und Strümpfe von den Füßen zu ziehen und ihnen die Kleider bis an die Kniee aufzuschürzen.

Madame Corysande pflegte nicht einmal barfuß zu schlafen und in Wasser unter vierzig Grad hatte sie noch niemals die Füße getaucht.

Doch wohl oder übel — mitgemacht mußte die Unterhaltung nun einmal werden.

„Je me meurs!“ stammelte das unglückliche Opfer. „Das ist mein Tod!“

„Ich versichere Ihnen,“ sagte die Fürstin, „ein Spaziergang barfuß im thaufeuchten Grase, insbesondere aber über einen, vom warmen Gußregen durchnäßten Rasen ist das wirksamste Mittel zur Verhütung aller Nervenleiden. Machen Sie doch mit Raphaela Tag für Tag eine solche Promenade; früh Morgens vor Sonnenaufgang.“

Was war zu thun? Sie mußte sich der Todesgefahr aussetzen und es geschehen lassen, daß die Mägde auch ihre Füße aller schützenden Hüllen entkleideten nnd ihr die Röcke hoch aufschürzten.

Die Fürstin selbst war die Erste, die aus der Gondel auf den Rasen hinaussprang. Dann ließ sie die Dienstmädchen mit den Lampen zu beiden Seiten hergehen und führte nun ihre lieben Gäste kreuz und quer durch den kniehohen, von keiner Sichel jemals berührten Graswuchs und zeigte ihnen beim Mondenschein ihre herrlichen Rosenbeete, ihre Yucca- und Kaktusgruppen, ihre Jasmingebüsche und Ficuslauben. Wasser- und Laubfrösche sprangen zu Tausenden auf allen Seiten vor den Nachtschwärmern auf. Madame Corysande ließ ein Stoßgebet nach dem andern los, daß ihr doch beileibe kein solch' ekles Thier auf die Füße springen

möge, und befahl ihre Seele Gott für den Fall, als sich wohl gar eine Schlange um ihre Beine ringeln sollte.

Draußen am äußersten Horizont begann bereits der Morgen zu dämmern, als die Promenade zu Ende war und die Gesellschaft wieder nach der Gondel zurückkehrte.

Hier nun rieben die Mägde den Damen mit durchwärmtem Flanell die Füße und bekleideten sie wieder mit Schuhen und Strümpfen. Behagliche Frische verbreitete sich nach dieser Promenade durch den ganzen Körper. Madame Corysande aber war nichtsdestoweniger der Ueberzeugung: morgen um diese Zeit werde keine lebende Seele mehr ein Sterbenswörtchen mit ihr wechseln, denn bis dahin werde sie todt sein, mausetodt; bliebe sie aber durch besonders gütige Fügung dennoch am Leben, — diese Fürstin, ein so weises und gelehrtes und liebes Geschöpf sie auch immer war, sollte sie nimmer wieder in ihrem Schlosse sehen, wo man die Gäste bis Mitternacht mit anatomischen Vorlesungen, bei der Tafel mit Känguruh-Extrakt regalirt und nach Tisch eine volle geschlagene Stunde lang barfuß im tropfnassen Gras spazieren führt.

Nunmehr war Raphaela in ihren Augen vollkommen gerechtfertigt, daß sie ihrer Mama wohl jeden zweiten Tag schrieb, Besuch bei ihr aber nur in je sechs Monaten einmal machte.

Als sie aus der Gondel wieder unter die Veranda traten, sprach die Fürstin:

„Der Morgen bricht an. Bei uns geht nun Alles zur Ruhe. Ich weiß, daß Ihr anders gewöhnt seid. Ihr lebt am Tage. Ich will Euch nicht zurückhalten. Der Wagen mag vorfahren. Küsse mich, Du Marmorstatue und bringe meinen Kuß Deinem Vater. Madame Corysande, es freut mich sehr, daß ich Sie kennen gelernt habe. Vergessen Sie nicht, Raphaela Alles beizubringen, was ich Ihnen erklärt habe. Besuchen Sie mich recht oft. Napoleon von Zarkany wollen Sie meinen Gruß bringen. Wenn er reist, so sagen Sie ihm, was Sie von mir über ihn gehört haben. Eine andere Wegzehrung braucht er nicht, guten Morgen! Ihr müßt mir „gute Nacht" sagen."

Die Schutzheilige, die herniedersteigt.

Vom Schlosse Etelvar bis zum Fürstenhause (so wurde der Wohnsitz des Fürsten genannt) rechnete man — mit guten Pferden — anderthalbe Wegestunden.

Raphaela war mit sich selber und dem Gelingen ihres Planes wohl zufrieden.

Es war ihr nämlich gelungen, Bruder Napoleon ein Schnippchen zu schlagen. Dieser verwegene junge Mann hatte daran zu denken gewagt, im Traume ihr zu begegnen. Und das Land der Träume ist ein gar wundersames Reich. Dort befehlen nicht Diejenigen, die mächtig sind. — Aber wie gesagt, es war gelungen, ihm ein Schnippchen zu schlagen. Mag er allein träumen, von wem es ihm beliebt; erwidert wird sein Traum nicht. Welche Kühnheit!

Allerdings sind noch die gefährlichen anderthalb Stunden übrig; von drei bis gegen fünf Uhr Morgens pflegt man

im Fürstenhause noch immer zu träumen; auch pflegt es wohl zu geschehen, daß man nicht im Stande ist, die Augen offen zu halten, wenn man sich nach einer durchwachten Nacht in den Wagen setzt. Doch da ist ja Madame Corysande. Die Erlebnisse der vergangenen Nacht, der Anblick der ringsum erwachenden Natur werden so vielen Gesprächsstoff liefern, daß es ein Leichtes sein wird, dabei wach zu bleiben.

Der Weg zog sich zwischen den ebenen Tafeln einer Weizenflur von etwa tausend Jochen hin. Ein herrlicher grüner Teppich, mit keiner Kornblume, keiner Klatschrose befleckt, — reiner Weizen, in fruchtbarem Boden gesäet. Die Saat schießt eben in die Aehren; an allen Blättern und die rauhen Hülsen der Aehren entlang funkeln die Billionen der Thau- und Regentropfen. Eben taucht die Sonne am Horizont empor, von dem wogenden Aehrenmeere strahlt ihr Widerschein und in demselben folgt dem flüchtigen Schatten der Reisenden eine Lichtsäule nach, der Regenbogen, der sich über den glitzernden Halmen bildet.

„Sehen Sie doch, Prinzessin, die Gloriole, die den Schatten Ihres Kopfes umglänzt,“ sagte Madame Corysande.

„Ich sehe das Lichtnetz, welches sich um den Schatten meines Kopfes webt; was Sie sehen, das ist der Lichtschein, der sich um Ihren Schatten bildet. Jedermann sieht seinen eigenen Regenbogen. Das ist das Phänomen, welches die

Sonnenstrahlen immer bieten, wenn sie sich an bethauten Kornähren brechen."

„Ah, Prinzessin sind auch eine Naturkundige!" seufzte Madame Corysande mit Bedauern.

Raphaela vermochte sich eines Lächelns nicht zu erwehren.

„Sie sind der Natnrwissenschaften wohl sehr überdrüssig geworden?"

„Ich habe eine Antipathie dagegen, Prinzessin. Meine Seele erhält der Glaube aufrecht. Ich glaube so gerne an Wunder, an das Uebernatürliche; jedes erklärte, von der Naturwissenschaft auf ihre materiellen bewegenden Kräfte zurückgeführte Wunder erregt mir ein Gefühl so schmerzlicher Entnüchterung, als ob mich Jemand getäuscht hätte, den ich treu geliebt habe. Die Naturwissenschaft dient zu Nichs weiter, als die Menschen ungläubig zu machen. Und was taugt es denn schließlich, die tiefverborgenen Geheimnisse der Natur zu ergründen? Ist die Heilkunde dadurch auch nur um eine Haaresbreite gefördert worden, daß die Chirurgie so beträchtliche Fortschritte gemacht hat? Ich mag von den Aerzten nur denjenigen leiden, der mit Magnetismus kurirt, und glaube an die Heilkraft der Sympathiemittel. Ich halte fest an dem Ueberirdischen und lasse mir meine Phantasiegebilde nicht wegdisputiren. Mir spricht aus dem Grollen

des Donners Gottes Zorn, mir strahlt aus dem Regenbogen Gottes Verzeihung. Ich betrachte den Lichtkranz um den Schatten unserer Köpfe für einen weihevollen Glorienschein. Alles zu wissen mag am Manne ein Vorzug sein, für das Weib ist es ein Unglück. Jede Frau hat eine bedeutende Dosis Unwissenheit nöthig, um sich gegen die Natur nicht aufzulehnen in dem Bewußtsein, daß sie die Lasten und die Freuden des menschlichen Berufes zwischen Mann und Weib so ungleich vertheilt hat. Ich beneide die Bauersfrau, die von all' diesen Dingen nichts weiß. Ich möchte keine Fürstin sein, ich nähme dieses ganze Besitzthum nicht, so unabsehbar es sich rings um uns ausdehnt um den Preis, Alles erkennen zu müssen, was in der Natur vorgeht."

Die gute Madame Corysande war mit gewaltsam zurückgedrängten Gedanken dermaßen geladen, daß sie von der ersten Gelegenheit, die sich ihr bot, dem Strome ihrer Rede freien Lauf zu lassen, in vollstem Umfange Gebrauch machte; sie sprach Raphaelen so vieles von idealen und transscendentalen Begriffen, daß diese in Kürze glücklich darüber einschlief.

Kaum hatte aber Raphaela die Augen geschlossen, so entführte die wunderthätige Fee der Träume sie auch schon zu Bruder Napoleon. Wie sie zu ihm gelangt war, blieb ihr unklar. Es war ihr, als ob sie ein Bild, in einen Rahmen gefaßt, wäre, welches auf sein Flehen und seine

Seufzer zu ihr lebendig wurde. Bruder Napoleon war ein berühmter Publizist geworden, dessen Werke allgemeines Aufsehen erregten. Und es war, als ob ihm die Grundideen zu allen diesen Werken diese Schutzheilige in die Seele flüsterte. Man fragte mit Staunen, von wannen ihm solche Inspirationen kommen? Woher? Von der Schutzheiligen. Raphaela hat das Bewußtsein, daß sie diese Schutzheilige sei, und zürnt sich selber, daß sie es ist. Und der Jüngling schreitet fort: er wird Volksvertreter. Die Schutzheilige sitzt nunmehr dort auf der Galerie des Abgeordnetenhauses und lauscht der Wundergewalt der Reden, welche dieser Jüngling im Saale hält. Wer leiht ihm doch so herrliche Worte? Wer erweckt in ihm diese hohe Auffassung, diese wahrhaftige Begeisterung? Die Schutzheilige. Raphaela möchte die Galerie verlassen, aber sie vermag es nicht, sie ist bezaubert. Und nun verschwindet der Schutzbefohlene, Niemand weiß, was aus ihm geworden ist — die Schutzheilige allein weiß es. Sie liest die Briefe, welche er aus fernen Landen nach der Heimath sendet; dunkle, inhaltschwere Briefe, voll mit Staatsgeheimnissen von unermeßlicher Tragweite; sie weiß die geheimnißvolle Zeichenschrift zu entziffern, sie weiß, welch ein großes Werk ihm anvertraut ist. Und das Werk gelingt. Belohnung und Auszeichnung warten des Heimkehrenden; Orden funkeln auf seiner Brust, Würden

und Aemter werden ihm zu Theil. Wer hat ihm all das gegeben? Die Schutzheilige. Sie ist es, die ihn höher und immer höher führt, bis auf die Spitze der hohen Pyramide. Die Grafen-, die Fürstenkrone, unermeßliche Reichthümer werden sein; er nimmt Theil an der Regierungsgewalt. Die Schutzheilige läßt ihn auch hier noch immer nicht ruhen. Hinan, immer hinan, bis zur Spitze der Pyramide! Und was steht dort oben, auf der höchsten Höhe der Pyramide? Ein Sarg. Und in dem Sarge ruht eine schöne, todte Jungfrau im glänzenden Gewande, und Raphaela erkennt in der gestorbenen Jungfrau sich selber. Und der Schutzbefohlene tritt an den Sarg heran und weint über demselben. Die Träumende ist sich bewußt, daß sie träume; ja sie vermag sich sogar darauf zu besinnen, daß der Traum auch eine Deutung hat: Wenn ein Mädchen sich selber gestorben sieht, so bedeutet das den Brautstand! Und im Aerger darüber, daß sie all das träume, ziehen sich ihre Augenbrauen zusammen und auf ihrer Stirne perlt der helle Schweiß.

Und die schöne Prinzessin treibt sich doch so ganz ohne Grund die Schweißperlen auf diese Alabasterstirne: Bruder Napoleon erwartet sie nicht im Traume; er ist bereits wach und promenirt in der Kastanien-Allee des Fürstenhauses.

Unter der Baumreihe hüben er, unter jener drüben Livia.

Derselbe Gedanke hatte die Beiden ohne Verabredung hierher zusammengeführt.

„Sie gehen der Prinzessin entgegen, Fräulein Livia?"

„Ja wohl. Sie ebenfalls?"

„Es ist leicht, ihre Rückkehr vorhinein zu berechnen. Um drei Uhr Morgens geht man in Etelvar zu Bette; um diese Stunde war die Prinzessin aufgebrochen und ist sonach jetzt bereits hier in der Nähe."

„Ich habe ebenso gerechnet."

„Sehen Sie: wir hatten einen und denselben Gedanken. Haben Sie heute Nacht das schwere Ungewitter gehört?"

„Nein; ich habe nichts gehört. Ich habe einen sehr tiefen Schlaf."

„Die ganze Natur ist nach dem Gewitter wie neu geboren."

„Und heute verspricht ein sehr schöner, heiterer Tag zu werden."

Die aufgehende Sonne erschien genau über dem Ende der geradezu gelegten Allee und funkelte die Reihen der prächtigen, durchweg gleichen Kastanienbäume wie einen goldenen Korridor entlang; die Fenster des im Hintergrunde sichtbaren Schlosses flammten im Morgenroth. Diese lange Allee durchschneidet in gerader, eine halbe Meile langer

Linie den herrlichen Park und der Blick schweifte ungehindert von einem Ende derselben bis zum andern.

„Eine solche Morgenpromenade ist überaus angenehm,“ bemerkte Bruder Napoleon.

„Ich bin gewohnt, der Prinzessin entgegenzugehen, so oft sie von Etelvar nachhause kommt.“

„Erlauben Sie mir, mit Ihnen zu gehen?“

„Wie es Ihnen beliebt.“

Sie waren an einen Nebenweg gelangt, der von der geraden Allee nach dem Wildpark abzweigt.

„Welchen Weg sollen wir nun nehmen?“ fragte Napoleon Fräulein Livia.

„Welchen wählen Sie?“

„Ich denke, die Prinzessin wird auf dem Nebenwege kommen.“

„Woraus schließen Sie das?“

„Ich kombinire die Umstände. Der Kutscher, der die Prinzessin fährt, hat ein kleines Verhältniß mit der Tochter des Schankwirthes auf der Haide. Wenn er allein fährt, lenkt er regelmäßig nach der Schenke hinüber, hält vor derselben an und bekommt von dem schönen Wirthstöchterlein einen Schluck Branntwein und für seine Pferde einen Bissen Brod.“

„Heute fährt er ja aber die Prinzessin.“

„Wohl. Allein Alles war die ganze Nacht über wach — jetzt auf der Fahrt ist daher wohl Alles hübsch eingenickt, die Damen im Coupee, Kutscher und Lakai am Bock; die zwei klugen Braunen traben ruhig von selber heimwärts und gehen nicht aus dem Geleise. An der Stelle aber, wo der Nebenweg von der Fahrstraße abzweigt, fällt ihnen ein, daß sie gewöhnlich den ersteren zu gehen pflegen; gleichzeitig gedenken sie auch wohl des Leckerbissens, mit dem sie an der Schenke regelmäßig empfangen werden und damit lenken sie nun auch diesmal hübsch von selber in den Nebenweg ein. Wollen Sie wetten, daß es so kommen wird?"

„Nein. Lieber will ich's glauben."

Die beiden Spaziergänger schlugen also den Nebenweg ein. Hier gab es keine regelmäßigen Baumreihen mehr, welche ihren Weg getrennt haben würden; das hundertfenstrige Schloß hinter ihnen, die in alle Räume lugende Sonne vor ihnen waren verschwunden; die Linden, die den Weg zu beiden Seiten säumten, schlossen sich über ihnen zu einem bergenden Gewölbe.

Leon schloß sich näher an Livia an und reichte ihr den Arm.

Livia schmiegte sich sanft an ihn und nahm den gebotenen Arm.

Und nun blieb Leon stehen, drückte mit der Linken die Hand, die auf seinem Arme ruhte und fragte das Mädchen:

„Glaubst Du noch an mich?“

„So lange ich Athem und Leben habe,“ antwortete das Mädchen.

„Kennst Du mich noch?“

„Ich kenne Dich allein.“

„Trägst Du noch meinen Ring an Deinem Finger?“

Das Mädchen streifte den Handschuh ab und wies ihm an ihrem Finger einen unscheinbaren Platinareifen, den man füglich für Silber hätte halten können.

Und Leon drückte den kleinen rosigen Finger mit dem weißen Ringe an die Lippen und bedeckte ihn mit Küssen und flüsterte zwischen den leisen Küssen:

„Du meine Heilige — Du meine Freude und meine Betrübniß. Meine Hoffnung und meine Besorgniß. Du einziges Ziel meines Lebens! Wirf diesen Ring nicht von Dir, ich bitte Dich. Ich bin Jedermanns Narr — zum Scherz; Dir nur bin ich es in der That, denn bei Dir habe ich meinen Verstand hinterlegt. Du hast bisher viel Uebles von mir gehört, Du wirst auch in Hinkunft dessen mehr als genug hören. Man wird Dir sagen, ich sei ungetreu gegen Alles und Alle, ich täusche Jedermann, ich treibe ein loses Spiel mit Allem und Jedem, was mir anvertraut ward, mit dem Banner des Volkes, mit dem Wappen des Landes, mit der Krone des Königs, mit dem Hirtenstabe des Priesters, mit den

Denkmälern der Abgeschiedenen, mit den Herzen der Liebenden. Es ist vielleicht wahr, vielleicht auch nicht. Diesem einem Heiligthume aber, diesem Deinem Trauring, will ich nimmer- und nimmer lügen. Willst Du mir das glauben?"

„Ich glaube Dir Alles, Leon. Und ich sage Dir hinwieder: Wenn man mir alle Heiligthümer, alle Schätze der Welt zum Tausche böte für diesen Deinen Ring, — ich gäbe ihn nimmer und nimmer hin."

In Leons Augen glänzten Thränen, Perlen, die nie ein anderes Auge in den seinen funkeln sah, als Gottes, wenn er einsam, und dieses Mädchens Auge, wenn er mit ihr beisammen war.

„Ich bin gekommen, Dich um einen Rath zu bitten. Nimm meinen Arm und höre, was ich Dir zu sagen habe, und dann wähle, nach welcher Richtung ich gehen soll? Auch ich stehe in diesem Augenblick an einem Scheidewege."

Das junge Paar ging Arm in Arm unter den lauschigen Linden dahin.

Nicht die Prinzessin, schön wie eine Fee, und stolz gleich einer solchen, war Leon's Schutzheilige, deren Inspiration er lauschte, sondern ein armes, verwaistes Mädchen!

„Siehst Du, mich hält Jedermann zum Narren. Die Leute glauben geradezu ein Recht dazu zu haben. Am ärgsten hielt mich mein Vater zum Narren. Nicht nur dadurch,

daß er mich von Kindheit an zu seinem Jux-Bruder machte und mich förmlich in dem Wettstreit übte, welcher von uns Beiden dem Andern ärgern Schabernack zu spielen vermöchte, sondern hauptsächlich dadurch, daß er mich zum Magnaten erzog und als mittellosen Jungen zurückließ. Ich habe Alles gelernt, womit man, wenn man ein vornehmer Herr ist und keine weiteren Sorgen hat, als in der Welt zu leben, ein bedeutender Mensch werden kann; — aber nichts womit man den Lebensunterhalt erwerben könnte. Was ich weiß, damit kann ein reicher Graf Diplomat und Minister, — ein armer Teufel aber höchstens ein Charlatan werden. Da ich nun das Erstere nicht bin, verspüre ich eine ganz unbändige Neigung zum Letzteren in mir. Die Schwächen der Menschen brandschatzen! Die Einfältigen sich zinsbar, die Dummen sich unterthan zu machen! — Nur zwei Menschen sind es, die mich davon zurückhalten: Du und der Fürst. Ihr Beiden seid die einzigen Menschen auf der Welt, an die ich nur zu denken brauche, um mich sofort als ein Kind zu fühlen und zu glauben, daß ich gut sei. In solchen Momenten erwacht all' mein Stolz in mir und ich werde ehrgeizig wie ein Kind. Lache deshalb nicht über mich."

Ein inniger Händedruck versicherte ihm, daß seine Worte ernsthaft gehört wurden.

„Ich sehe einen Lebenslauf vor mir, welchen die großen

Talente und die großen Charlatane verfolgen. Zuweilen gelangen die Charlatane an's Ziel und die Talente bleiben zurück. Und jeder der Concurrenten muß Etwas von Beiden an sich haben, und die große Welt kommt niemals darüber in's Klare, welches von Beiden der Betreffende eigentlich gewesen. Wenn der Vorhang fällt, wenn der sterbende Augustus sein „Plaudite!" ruft, ist die Komödie eben zu Ende. Denn Komödie spielen muß Jeder. Wer sich in die Karten schauen läßt, dem spielt die Welt immer übel mit. Stellt sich heraus, daß er ein Schwächling ist, so schiebt man ihn einfach aus dem Wege; erweist er sich als stark, so verbündet sich alle Welt gegen ihn. Aber — welch' ein Narr bin ich doch, mit Dir zu reden wie ein Professor vom Katheder."

„O, ich höre Dich so gern so sprechen."

„Nun, dann höre weiter: Der eine Pfad des Scheidewegs ist lang und vielgewunden. Betrete ich diesen, so wirst Du mich lange Zeit nicht sehen; zuweilen werde ich so ganz und gar vom Schauplatz verschwinden, daß nicht einmal eine Kunde von mir zu Dir gelangt. Ein anderes Mal wirst Du Nachrichten über mich vernehmen, die ganz danach angethan sind, Deinen Glauben an mich zu erschüttern. Du wirst Dich meiner schämen."

„Ich werde sie nicht glauben."

„Nicht wahr, Du wirst sie nicht glauben? Gewiß nicht? — Du wirst schwere Prüfungen auszustehen haben. Alle Wahrscheinlichkeit wird laut Zeugniß geben wider mich. Deine eigenen Augen werden Dir sagen, ich sei Dir untreu."

„Ich will auch meinen eigenen Augen nicht glauben. Ich werde mir sagen: ich träume."

„Du wirst von mir hören, ich sei tief gesunken, so tief, daß ich nimmer werth sei, von reiner Frauenhand wieder aufgerichtet zu werden. — Oder aber Du wirst hören, ich sei hoch gestiegen, ich sei von Ruhm und Glanz umgeben, ich lebe in Verhältnissen, in denen man der alten Liebe nicht mehr zu gedenken, das bescheidene, schweigende, in Treue harrende Mädchen zu vergessen pflegt. — Willst Du mir auch dann noch vertrauen?"

„Du magst sinken oder steigen, ich weiß, daß Du zu mir zurückkehren wirst."

„Und wie, wenn das lange, sehr lange währen sollte? Wenn Jahr um Jahr verginge und jedes Jahr wäre ein verlorenes für Dich?"

„Ich will Deiner harren. Ich weiß, daß Du kommst, mich heimzuholen, selbst wenn ich ergrauen sollte über dem Warten."

„Auch Dich selber wird das Glück locken und versuchen, das Glück, das Dein goldenes Herz ja so sehr verdient.

Deiner würdige Männer, weit würdiger als ich, werden wetteifern, mein Andenken auszulöschen aus Deinem Herzen, mein Bild mit einem Anderen zu vertauschen."

„Ich lasse nicht von Deinem Bilde. Diesen Ring will ich nimmer und nimmer gegen einen andern vertauschen."

Das Mädcheu faltete die Hände ineinander, als ob sie ihr Heiligthum vertheidigen wollte durch inbrünstiges Gebet.

„Du meine süße, theure Seele! Du bist also bereit, auf mich zu warten ungemessene Zeiten hindurch und zu glauben und freudlos zu dulden und unsere gemeinsamen Hoffnungen verschlossen zu halten tief in Deinem Innern. Je nun, das ist der eine Pfad des Scheideweges — Der andere ist weit kürzer: er führt nach meinem kleinen Sanct-Helena, nach der kleinen Besitzung, die mir von allen meinen Gütern übriggeblieben ist. Um den Namen meines Vaters in Ehren zu erhalten, habe ich auch mein mütterliches Erbe seinen Gläubigern überlassen, und so habe ich denn heute nichts mehr, als dieses mein kleines Sanct Helena. Das Gütchen trägt an Mais und Weizen so viel, als eben nöthig sein dürfte, eine Familie zu erhalten. Wenn ich selber der Wirthschaft nachgehe, so langt es gewiß immer bis zur neuen Ernte und bleibt auch wohl noch etwas übrig, die Steuer zu bezahlen. Auch Tabak gedeiht in dem Boden nicht übel.

Regalrecht ist auch dabei, und wenn der Segregationsprozeß einen günstigen Ausgang nimmt, so fällt sogar noch ein Stück von der gemeinsamen Huthweide für uns ab. Das Häuschen ist mit geringen Reparaturen wieder wohnlich zu machen, und die alten Möbel halten wohl noch ein Menschenalter vor. Ich habe Leute gekannt, die in einem solchen Häuschen ein recht glückliches Leben führten. Du hast ja das Häuschen gesehen, nicht wahr? Erinnerst Du Dich noch an die großen Nußbäume, die es von beiden Seiten beschatten? An den kleinen Bach, der mitten durch den Garten fließt? Gedenkst Du noch, wie der Rasen unter den Obstbäumen im Herbst mit reifen Früchten besäet ist. Möchtest Du nicht in dem Häuschen wohnen? Wärest Du dort nicht glücklich mit mir? Wähle für mich zwischen den beiden Wegen. Ich lege mein Geschick in Deine Hand. Sagst Du mir: Laß uns in das Häuschen auf Sanct Helena ziehen, so bestelle ich noch heute das Aufgebot uud über vierzehn Tage sind wir vereint. Dann wird nie wieder Jemand von mir hören. Ich will ein häuslicher, ruhiger, treuer Gatte, ein eifriger Landwirth, ein großer Tabakzüchter werden; ich will die Frau in Ehren, das Gesinde in Ordnung halten. Ich will nach keinem Amte streben, mich an keine Spielkameradschaft anschließen. Ich will keine andere Freude, kein anderes

Leid kennen, als Deine Freude, als Deinen Schmerz. Willst Du das?“

Das Mädchen blieb stehen und legte die Hand wider die Stirne. Ihr Gesicht war bleich geworden. Die Idee der Glückseligkeit, so aus nächster Nähe geschaut, war so verlockend. Sie lehnte sich an einen bemoosten, ganz von Epheu umsponnenen Baumstamm und ihr Blick verlor sich sinnend in das Labyrinth des Waldes.

Es wäre so süß, dieses Leben des Glückes und der Wonne zu beginnen.

Sie pflückte unbewußt ein Blatt des Immergrüns und drückte es, gleichsam als Antwort dem Geliebten in die Hand.

„Antworte mir nicht sofort,“ sprach Leon und wies das Geschenk sanft zurück. „Ich bleibe noch bis zum Abend hier; bis dahin denke Alles durch, was ich Dir gesagt habe. Mein Geschick liegt in Deiner Hand. Weise mich, wohin Du willst; was Du für mich wählen wirst, das will ich hinnehmen.“

Das Mädchen schmiegte sich im wonnigen Gefühle der Glückseligkeit noch enger an ihn und flammende Röthe kehrte in das Gesicht zurück. Das Herz pochte ihr hoch auf bei dem Gedanken: sie halte in diesem Augenblick das Geschick dieses Mannes in ihrer Hand; es hänge an einem Worte

von ihr, wohin es sich wenden werde: an dem Wörtchen: „Komm" oder „Geh'"

Und dann sprachen sie nicht weiter mehr von der Sache. sondern priesen die Amseln, die im Walde so schön musizirten.

Endlich mündete der Weg aus dem Park in's Freie.

Vor ihnen lag ein offenes Stück Landes von etwa fünfzig bis sechzig Jochen, über welches der Fußpfad führte. Hier stand kein Baum mehr, nur hie und da verkümmertes Gestrüpp und stellenweise ein im Boden zurückgebliebener morscher Stumpf, die verwitterten Reste eines gerodeten Waldes.

Scholliges Brachfeld mit mannshohem Unkraut bewachsen. Ackerland bunt von Klatschrosen und Kornblumen, ein Gut, welches der Besitzer offenbar seit Jahrzehnten in Halbbau hintanzugeben pflegt. Der Boden zeigt keinerlei Spur, daß ihn jemals ein Hausthier betrete. An den Wegen und Rainen wuchert die serbische Distel.

„Der wilde „Palatin" mag heuer ein schönes Stück Geld aus seiner Käspappel-Kultur herausschlagen," meinte Leon. Nun trägt aber die Käspappel nicht etwa Käse, sondern ist ein ziemlich unnützes Unkraut.

„Warum heißt denn der Mann Palatin?"

„In seinen Studentenjahren pflegte sein Vater immer zu prahlen: sein Sohn sei ein ungarischer Edelmann, aus

einem solchen aber könne Alles werden, sogar Palatin. Daher ist ihm der Spottname geblieben."

„Ist dieser Mensch schlecht oder verrückt?"

„Es dürfte sich wohl Beides in schöner Harmonie in ihm vereinigen und Eines das Andere nach Möglichkeit fördern."

„Wie kommt es nur, daß ein solcher Mensch in der Nähe des fürstlichen Schlosses sitzt?"

„Als der Fürst daran ging, den Park zu erweitern und zu arrondiren, wurde er mit sämmtlichen Compossessoren handelseinig und kaufte die angrenzenden Grundstücke für das Dreifache ihres Werthes: nur dieser eine Nachbar, sein eigentlicher Name ist Florian Tukmanyi, wollte sein Besitzthum durchaus nicht unter dem zehnfachen des Werthes ablassen. Er forderte für diese sechzig Joch Grund sechzigtausend Gulden. Diesen Preis bewilligte nun der Fürst nicht und arrangirte sich ohne das Grundstück. Später bereute er es gar sehr. Der Palatin ist ein höchst unangenehmer Nachbar. Er heckt alle möglichen Vexationen gegen den Fürsten aus. Er schießt ihm das Wild weg und hängt noch überdies der Herrschaft einen Schadenersatz-Prozeß um den anderen an. Sein Besitz ist ein langer, schmaler Streifen; um von der Landstraße an die Waldschänke zu gelangen, muß man nothwendigerweise seinen Grund und Boden passiren;

er kann den Weg auch nicht absperren, denn derselbe haftet als Servitut auf dem Gute. Das aber läßt er sich nicht nehmen, daß er stellenweise zu beiden Seiten des Weges tiefe Gruben gräbt, zwischen denen nur mit knapper Noth die beiden Räder eines Wagens hindurch können. Dem Fürsten that es, wie gesagt, späterhin leid genug, daß er ihm seinerzeit die geforderten sechzigtausend Gulden nicht bewilligte: man hat auch seither wiederholt versucht, die Unterhandlung mit ihm wieder aufzunehmen, allein nun fordert er jedesmal einen höheren Preis; heute läßt er das Gut nicht mehr für hunderttausend Gulden ab, sondern verlangt noch überdies lebenslänglichen freien Unterhalt."

„Und er lebt doch sicherlich elend genug auf der Besitzung."

„Er langt mit Wenigem aus. Er begnügt sich mit gebratenen Kartoffeln und ranzigem Speck, an seine Garderobe aber wendet er gar nichts."

„Man sagt, er habe auch eine Frau."

„Zuweilen. Eine der Ursachen seines dermaligen Zustandes ist eben seine Frau. In seinen ledigen Jahren war er ein wohlhabender und schmucker Junge. Er heirathete ein armes Mädchen, in der Hoffnung eine gute Hausfrau zu gewinnen. Allein die junge Frau war alsbald nach ihrer Verheirathung wie ausgewechselt, sie verlernte Arbeit und

Fleiß und wurde verschwenderisch, putzsüchtig, zänkisch und keiferisch. Nun gab's Tag für Tag Streit und Schlägereien und war einmal eine dieser Bataglien allzuheftig ausgefallen, so lief die Frau vom Hause. Nach einiger Zeit kam sie wieder und dann hob der Nibelungenkrieg von neuem an. So dauert das bis zur Stunde fort. Die Frau bleibt oft Monate lang vom Hause weg. Niemand fragt, wo sie die Zeit über gewesen ist. Eines schönen Tages kommt sie dann wieder heim und — nimmt ihre Tracht Prügel in Empfang. Am nächsten Morgen improvisirt sie ihrerseits eine Prügelei und so geht es hübsch alternatim wieder eine Zeit lang fort. Es ist leicht zu erkennen, wenn die Frau Palatin im Hause ist, denn der Mann vagirt dann in der Nachbarschaft herum; er sucht alte Bekannte heim, zerzankt sich mit ihnen gleichfalls über Alles, was nur immer zur Sprache kommt, wird in der Regel auch dort braun und blau geprügelt und setzt sich dann unter das Vordach der Roßmühle hin, um zu politisiren und die Bauern zu hetzen. Das Weib vertrödelt mittlerweile, was im Hause nicht niet- und nagelfest ist. Wenn sie dann wieder ihrer Wege geht, kommt der Mann nach Hause. Zuweilen halten sie übrigens selbst ein halbes Jahr lang hübsch in Frieden unter dem gemeinsamen Dache neben einander aus, reden aber die ganze Zeit über kein Wort mit einander. Das Eine geht zum Hofthor, das

Andere zur Küchenthür aus und ein. Was sie einander zu sagen haben, schreiben sie mit Kreide von außen Jedes auf des Anderen Thür; die Vorübergehenden können mit Muße, die ganze erbauliche Correspondenz lesen, die immer mit den denkbar zärtlichsten Titulaturen anhebt. „Du Drache" und „Du Räuber" sind ungefähr noch die sanftesten von allen. Ist die Frau zuhause, so wirft ihr der Hausherr Tag für Tag das angebrannte Essen, die halbgesottenen Bohnen sammt dem Topfe an den Kopf, ist er dann wieder allein, so hat er goldene Zeiten; er schmort sich Kartoffeln und vergnügt sich den ganzen Tag über mit Kartenspiel. Da er aber weder Spielkameraden noch Geld hat, so spielt er allein Tarok; gewinnt er, so kreidet er an; verliert er, so bezahlt er nicht; fällt ihm ein schlechtes Blatt, so zerzankt er sich mit den eingebildeten Spielgenossen, wirft ihre Stühle über den Haufen und spielt dann allein Patience. So verbringt er sein ganzes Leben."

„Man sagt, er sei ein fürchterlicher Mensch."

„Wer vor ihm erschrickt, mit dem ist er allerdings grob; einen Haushund braucht er nicht, — er weiß die Leute selber anzubellen."

„Ich kam auch einmal an seinem Hause vorüber; da schrie er mich an: „was ich dort herumzugaffen habe." Und ich war doch wahrhaftig nicht auf ihn neugierig, sondern,

hatte einen schönen Strauch gelber Rosen betrachtet, der am Hofe stand."

„Richtig. Der Strauch ist ja eben sein einziger Stolz. Eine prachtvolle goldfarbige Centifolie. Das Pfropfreis hat sein Vater zur Zeit des Franzosenkrieges aus dem Garten des Louvre im Tornister mit in die Heimath gebracht. Die Rose heißt Wellington; der Alte war immer stolz auf den Namen. Der Strauch ist in der That ein Unikum. Der ursprüngliche Stamm ist zwar längst abgestorben, aber die Ableger sind zu einem völligen Gebüsche herangewachsen. Um keinen Preis der Welt würde der Palatin Jemandem ein Pfropfreis oder einen Ableger von dem Strauche überlassen oder gestatten, auch nur eine Rose zu pflücken. Er hat rings um den Strauch eine Dornhecke gepflanzt und bewacht ihn zur Zeit der Blüthe mit geladener Flinte. Er ist sein Symbol. Von Zeit zu Zeit legt er der Rose einen anderen Namen bei. Wellington hat er längst abgesetzt. Eine Zeit lang nannte er sie nach Bem, der ihm für den größten Mann unserer Zeit galt. Später that er Napoleon die Ehre an, heut nennt er die Rose Garibaldi."

Während dieses Gespräches hatte das promenirende Paar den kühlen Schatten des Parkes verlassen und schritt getrennt den Weg entlang, der quer über das Brachland führte. Der neidische Weg schied sie von einander, denn

er war in der Mitte kothig und nur zu beiden Seiten lief je ein schmaler, mit Gras bestandener Pfad hin, auf dem man einzeln trockenen Fußes gehen konnte.

Einige Klafter abseits vom Wege lag das Haus des alten Menschenfeindes. Es „lag" in der That, gleich einem ermatteten Mastodon, welches bereits der Sündfluth harrt, die es hinwegschwemmen soll von der Erde. Von dem Gemäuer war aller Anwurf abgefallen und nun lag das verwahrloste Fachwerk bloß zu Tage; das Dach hatte mehr Löcher als Schindel. In einer Ecke der verfallenen, verlotterten Keusche aber grünte eine förmliche Wildniß von einem Rosenstrauche; er war bis über die Stützpfosten hinausgewachsen und fiel über das zerlumpte Hausdach hin. Die Zweige waren voll goldgelber Blüthen — die Sorte sind die Mammuths unter den Rosen. Es sah aus wie ein goldener Mantel, über die Schulter eines zerlumpten Bettlers geworfen. Ringum war der Rosenstrauch mit der Bastion von Dornen eingehegt; eine ganze Collektion von Stachelgewächsen war da zu einem, jedem Angriffe trotzenden Mamelon mannshoch übereinandergehäuft.

Die absonderliche Schutzwehr hatte insofern guten Grund, als beide Hofthore bereits aus den Angeln gefallen waren; da konnte aus und eingehen, wer nur immer wollte.

„Gehen wir durch den Hof," sprach Leon zu Livia.

„Ich fürchte mich; der Mensch wird uns wieder so wild anfahren.“

„Ist es Dir denn erlaubt, Dich zu fürchten, wenn Du an meiner Seite bist?“

„Sage hier doch nicht Du zu mir. Man wird es hören.“

„Die Bestie schläft jetzt.“

„Unsere Schritte können ihn aufwecken.“

„Fürchten Sie nichts. Reichen Sie mir den Arm. Wie können Sie sich denn nur fürchten, wenn ich bei Ihnen bin?“

„Ich fürchte mich nicht für mich selber. Mir thut er doch wohl nichts zu Leide. Aber Sie wird er anfallen.“

„Seien Sie unbesorgt. Ich kenne ihn zu gut; ich weiß mit ihm zu reden. Kommen Sie nur; ich locke ihn aus seiner Höhle hervor; Sie sollen sehen, wie zahm er wird. Ich bringe ihn so weit, daß er Ihnen schließlich noch eine von seinen Rosen schenkt.“

Livia klammerte sich mit kindlicher Hingebung an Leons Arm, der mit ihr an das Fenster trat, welches dem Rosen=strauche zunächst lag.

Das Fenster hatte keinen Vorhang, in dem einen Rahmen fehlte die Glasscheibe, das Feld war mit Papier verklebt; auch dieses hatte aber durch irgend einen un=

glücklichen Zufall einen Riß bekommen und dieser war nun wieder mit einem andern Blatte verkleistert. Livia wich von dem Fenster zur Seite; es widerstrebte ihr, lauschend in das Zimmer eines fremden Mannes hineinzuschauen; Leon dagegen pflanzte sich hart am Fenster auf und sah in die Stube. Am Tische — ein Fuß desselben war abgebrochen und mit einem Ziegelstücke unterlegt — saß der Menschenfeind. Der Mann mochte beiläufig sechzig Jahre alt sein; ob er grau oder glatzköpfig sei, war nicht zu sehen, denn der Kopf stack tief in der Otterfellmütze. Sein Anzug war zerlumpt und über und über schmierig, mit Kalk von der Wand, mit Koth von der Straße, mit Grasflecken vom Rasen bedeckt, das Gesicht krebsroth vom Branntwein; die Augen glühten, die Nase wuchtet breit auf dem struppig vorstehenden Schnurrbarte, der von den verschiedenen chromatischen Einflüssen des Tabaks in drei Farben spielt. Er sitzt den Rücken dem Fenster zugekehrt, damit ihm die Sonne nicht in die Augen scheine, wieder bei seinem Kartenspiele allein wie gewöhnlich. Er mischt, hebt ab, theilt die Karten, nimmt seine Blätter, schlägt jene der Gegner auf und krächzt mit Befriedigung. Er hat die Hände voll der besten Karten: zehn Tarok, tous les trois, Quint major. — Leon zog Livien an's Fenster, damit sie sich diesen Menschen gleichfalls ansehe.

Livia wartete neugierig, wie es Leon anfangen wolle, mit dem Manne „in Güte“ zu reden.

Jenun, er schlug plötzlich mit der Faust wider das Fensterkreuz und schrie mit einer Stimme, als ob er einen Bären verscheuchen wollte, in's Zimmer hinein:

„Contra Pagat ultimo!“

Der Wilde sprang auf den Ruf und das Getöse von seinem Sitze empor und machte im ersten Schrecken Miene, auf die Thüre loszustürzen; als er aber das Gesicht des unverhofften Besuches erkannte, kam er ruhig an's Fenster, öffnete den einen Flügel und redete den Störenfried unglaublich sanft an:

„Ei, was willst denn Du, Napoleonchen, mein Freund?“

„Nichts da Freund! Dein Herr und Richter! Du bist angezeigt, daß Du eine Spielhölle hältst; Deine Kameraden haben Dich verklagt, daß Du falsch spielst und ihnen das Geld abgewinnst.“

„Du hast doch immer Deinen Spaß mit mir, Napoleonchen,“ erwiderte der in seinem eigenen Hause Angegriffene nicht ohne Verlegenheit.

„Da gilt keine Bruderschaft! Soll ich zu Dir hineingehen oder willst Du zu mir herauskommen?

Der Pseudo-Palatin sah zum Fenster hinaus und war nun in der That betreten, als er die Frauengestalt erblickte.

Er schob sofort die Tabakspfeife in den andern Mundwinkel hinüber. Diese Pfeife war ein merkwürdiges Kabinetstück: sie hatte einen solchen Wildgeruch, daß jeder wohldressirte Jagdhund sie „gestanden" haben würde.

„Du — wer ist denn das? Deine Frau?" fragte er Leon.

„Wer denn sonst?"

Bei diesem Worte begann der Alte gleich einem Satyr zu grinsen und strich sich den Schnurrbart zu beiden Seiten zurecht. Er war überaus guter Laune geworden. Vielleicht vergnügte er sich in dem Gedanken, da sei nun wieder Einer in die Beize gefallen, in der er so durch und durch gegerbt worden. Ein junger Mann hat ein junges Mädchen geheirathet. Nach dreißig Jahren werden sie einander gerade so in den Haaren liegen, wie wir heute.

„Na und wozu kommt Ihr denn eigentlich hieher?"

„Das will ich Dir sagen, sobald Du herauskommst. Ich will Dich beim Schopf nehmen, denn mit Dir kann man anders ja doch nicht reden. Also heb' Dich und trag Deinen Schädel heraus. Aber vorerst knöpfe Dir das Gewand hübsch ordentlich zu."

Und der alte Bär gehorchte. Er öffnete die Thür und erschien vor seinen Besuchern. Er sah klein und gedrückt aus, der Rücken war gekrümmt, die eine Schulter stand

tiefer als die andere. An der ganzen Erscheinung war auch nicht ein einziges Detail schön zu nennen.

„Du, mir scheint, Dir ist der Hut an den Kopf festgewachsen?“ sprach Napoleon.

Der Alte zog auf den Wink hin richtig den Kopf aus der Otterfellmütze.

„Also so weit hätte ich's mit dem Bären nun doch schon gebracht, daß er den Deckel lüftet, wenn er eine Frau vor sich sieht. Du möchtest mir ja auch gerne die Hand reichen, wenn sie nicht so schmierig wäre, daß Du fürchtest, sie könnte Dir an der meinigen kleben bleiben — wie? Wann hast Du Dich zum letztenmale gewaschen?“

Die sonderbare Gestalt lachte.

„Hihi, Napoleonchen, mir liegt nichts mehr daran, schön zu sein. Wenn Du nur erst alt wirst, sind dann Deine Hände auch von der Tabakspfeife schmutzig.“

Livia bewunderte Leon, daß er mit dem gefürchteten Waldteufel in solchem Tone zu reden wagte.

Leon aber hatte es auf einen noch weit kühneren Versuch abgesehen. Er machte es ungefähr wie der Thierbändiger, der seinem Tiger ein Stück dampfenden, rohen Fleisches um die Schnauze schlägt.

„Höre einmal, Palatin,“ sagte er, und legte seinen Arm

vertraulich in jenen dieses wilden Diogenes; „ich komme nicht ohne Grund zu Dir; ich will Dich um Etwas bitten."

„Um eine von den gelben Rosen," dachte Livia. Aber es war noch etwas Heikleres.

„Schau, ich möchte jetzt als Abgeordneten-Candidat auftreten. Ich brauche den Posten nothwendig; ich habe nichts zu leben. Wenn ich in den Reichstag kommen könnte, fände ich wohl Gelegenheit zu einem kleinen Vaterlands-Verrath und dafür fiele dann auch für mich irgend eine fette Anstellung ab. Mir wäre mit so einem Aemtchen geholfen. Schau, Du hast großen Einfluß unter den Bauern — ich möchte Dich um Deine Protektion bitten."

Das war nun aber gerade Dasjenige, womit man aus dem Troglodyten einen wilden Löwen machen konnte.

„Was?" schrie er und sprudelte die Worte und den Tabakduft heftig rings umher; „Dich zum Deputirten wählen?" damit riß er seinen Arm aus Leons Hand, „eher den Rozsa Sandor, den Patko, den Bogar Ferko! Die ganze junge Generation mit einander ist nicht mehr werth, als in eine Kanone geladen und in die Luft geschossen zu werden! Feiglinge, Verräther seid Ihr Alle insgesammt! Ein Murawieff, ein Nena Sahib gehört für euch, nicht ein Reichstag. Bringt mir den Orsini her, für den will ich stimmen, und für die Guillotine, die soll Eure Constitution sein!"

Leon schlug mit erschrockenem Gesichte die Hände über den Kopf zusammen.

„Unglückseliger — was hast Du gethan?"

Auf Leons erschrockene Mienen erschrak der Wüthende selber noch mehr.

„Nun — was soll ich denn gethan haben?"

„Was hast Du da geredet — vor zwei Zeugen?!"

„Ei, so zeiget mich an! Was wird's weiter sein? Höchstens kann man mir den Kopf abschlagen."

„O nein, man wird Dir nicht den Kopf abschlagen — es wird noch weit ärger kommen."

„Ja, was denn Aergeres?

„Weißt Du denn, womit eben jetzt Deine Frau umgeht?"

„Der Teufel kümmert sich darum! Womit denn also?"

„Sie ist darauf aus, Dich als Narren einsperren zu lassen; wenn Du dann einmal festsitzest im rothen Thurm, so hat sie freie Hand, Dein schönes Dominium zu verprassen. Auf die Reden von vorhin aber ist Dir der Narrenthurm gewiß. Wir haben Beide zugehört; wenn Deine Frau sich auf uns als Zeugen beruft, dann — Datum Leopoldifeld."

Livien dauerte der geängstigte Mensch. Leons Vorgehen war in ihren Augen Grausamkeit. Der Starke soll den Schwachen nicht in solcher Weise quälen.

„Fürchten Sie nichts, Herr Tukmany," sprach sie mit sanfter Stimme dazwischen, „ich werde Sie nicht verrathen."

Der Wilde war überrascht, sich mit seinem rechten Namen angeredet zu hören; er war schon ganz und gar an den Spottnamen gewohnt. Er blickte im ersten Momente um sich, ob es nicht etwa gar ein Anderer sei, dem die Ansprache gelte. Dann aber fühlte er sich von der gütigen Protektion außerordentlich ergriffen. Unglaublich, aber wahr: der ungewaschene, von beständigem Fluchen unfläthige Mund ließ die Worte laut werden:

„Ich küsse Ihnen die Hand, gnädige Frau." Und dann fragte er, um dem Gespräche mit einem Male eine andere Wendung zu geben, rasch: „Haben Sie schon meine schönen Rosen gesehen? Ich will der gnädigen Frau ein Präsent machen."

Leon rief mit geheucheltem Erstaunen:

„Wie, Du fängst an, die Blüthen Deines Garibaldi zu verschenken?"

„Nichts da Garibaldi!" fuhr der wilde Palatin auf. „Mit dem ist's vorbei! Garibaldi ist ebenfalls ein Pecsovics geworden, ein Verräther, ein königlich Gesinnter, — er hat sich ergeben. Mazzini ist der einzige, wahrhaftige Mann! Ist Ihnen eine Mazzini-Rose gefällig? Wenn Sie die

nicht wollen, bekommen Sie gar keine. Wenn Sie sie Garibaldi nennen, gebe ich Ihnen keine!"

Schwieriger war nun aber die Aufgabe, dem Mazzini beizukommen, denn er war als Rosenstrauch dichter mit mörderischen Waffen umgeben, als in Wirklichkeit. Der Wilde verstand sich dazu, mit einer eisernen Gabel in den selbst aufgeführten Wall Bresche zu legen und sich dann durch die enge Oeffnung hindurchzuzwängen, auf die Gefahr hin, seine zerfetzte Garderobe noch ärger zuzurichten. Er wählte die schönste unter den Rosen aus und brach sie für Livia.

Das war ein Geschenk, wie sich keine Fürstin dessen rühmen konnte. Was hatte den Troglodyten dazu bewogen? Livia's Sanftmuth, oder Leons Vertraulichkeit und Herablassuug, oder vielleicht beide zusammen?

„Schau," sprach Leon zu dem sonderbaren Hausherrn, nachdem Livia für das Geschenk freundlich gedankt hatte; „wir Beide könnten prächtig unser gemeinschaftliches Auskommen finden, wenn wir uns zusammenthäten. Ich spreche verschiedene Sprachen und habe eine gute Stimme und einen hübschen Vortrag; wir würden die großen Städte Europas bereisen und ich ließe Dich für Geld als Troglodyten aus Ungarn sehen, der rohe Hühner und lebendige Maikäfer verschlingt, und grunzt fast wie ein Mensch. Du, wir müßten mit der Spekulation ein Heidengeld verdienen."

„Dich plagt doch immer der Teufel,“ lautete die schwache Abwehr des also angegriffenen Hausherrn. Indessen fiel ihm soeben etwas Anderes ein. Er faßte Livia's Hand, in welcher sie die eben empfangene Rose hielt. „Das Eine bitte ich Sie aber: daß Sie die Rose nicht etwa Dem da geben. Der ist im Stande und benützt sie als Pfropfreis.“

„Nein. Ich will sie Niemandem geben,“ erwiderte Livia gutmüthig.

„Und ich gebe mein Ehrenwort, daß ich auch nicht einen Trieb davon pfropfen will,“ versicherte Leon mit Pathos.

„Ach, auf Dein Wort gebe ich auch viel! Männerwort, Ehrenwort, Eidschwur — Alles Lüge. Nur den Worten der Weibsleute darf man trauen — so lange sie nicht verheirathet sind.“

„Was das nun wieder eine Grobheit ist!“ fuhr ihn Leon an und legte demonstrativ Livia's Hand in seinen Arm.

„Ah was da — sie ist doch nicht Deine Frau. Wenn Ihr verheirathet wäret, so würde sie seither schon gebelfert haben.“

„Soll ich Dir den Schopf beuteln?“

„Damit wäre nichts bewiesen, Bruderherz, Du langer Napoleon. Wenn sie Deine Frau ist, so probire es einmal und gieb ihr einen Kuß.“

Auf dieses Wort wurde Livia roth bis über die Ohren.

Sie wollte nichts weiter hören, sondern nahm Reißaus und zog Leon mit sich fort.

Der Troglodyt lachte hinter ihnen her; er hielt sich die Seiten, lehnte sich an die Mauer und schlug mit der Faust dawider vor Lachen; er schleuderte seine Pantoffel in die Luft vor Lachen; er warf sich in das wuchernde Unkraut hin auf den Rücken und schlenkerte mit den Beinen in der Luft vor lauter Lachen. Noch weit in der Ferne klang dem verscheuchten Mädchen das rohe Gelächter nach.

„Wie magst Du mit dem armen Menschen nur so grausam umgehen!“ sprach Livia in mißbilligendem Tone zu Leon (um dem unterbrochenen Thema einen anderen Text zu substituiren).

„Weil er es nicht besser verdient. Wenn man ihm kühn entgegentritt, so wird er zahm; wie man aber vor ihm zurückweicht, sinnt er auf Unfug. Jeder, der an ihm vorbeikommt, sollte ihm getrost ein Kopfstück versetzen; hat er’s heute nicht verdient, so verdient er es morgen, und spielt er dem Einen keinen Possen, so thut er’s doch sicherlich dem Andern. Er muß getreten werden, wenn er reden, und getreten, wenn er schweigen soll. Ich bin überzeugt, daß ihm auch heute kein Titelchen Unrecht geschehen ist mit Allem was er weggekriegt hat. — Nun da haben wir’s ja — hab’ ich’s nicht gesagt?!“

„Jesus Maria!“

— — — — — — — — — — — — — — —

„Was war geschehen?“

Raphaela hatte fort geträumt. Der jugendliche Held hat die Höhe der Pyramide erstiegen; er steht dort vor der glänzenden Gestalt, die in dem Sarge liegt; er faßt ihre Hand, die Gestorbene schließt die Finger der ihrigen krampfhaft, so daß ihrer Beide Hände nicht mehr von einander lassen können, und Finger in Finger verschränkt sind. — Da plötzlich beginnt die ganze große Pyramide zu wanken, ein entsetzlicher Krach und die todte Braut sammt dem Bräutigam stürzen zusammen in die Tiefe.

Die Prinzessin schreckte aus ihrem Traume empor und — erblickte auch wachend Leons Gesicht vor sich.

„Was ist geschehen?“ fragte sie erschrocken.

„Zum Glück nicht viel,“ antwortete Bruder Napoleon. „Der Wagen ist mit beiden vorderen Rädern zugleich in den Graben gestürzt.“

„Und Kutscher und Lakai?“

„Sind der Eine nach rechts, der Andere nach links gepurzelt; da arbeiten sie sich eben aus den Gruben zu beiden Seiten des Weges heraus; Schaden haben sie nicht genommen, nur kothig sind sie bis an den Hals.“

„Aber wie ist denn das nur zugegangen?“

„Sicherlich hat Alles geschlafen, was nur immer ein reines Gewissen hat, und die Pferde lenkten in den Nebenweg ein; hier hat aber der alte Bösewicht die beiden Schutzgräben so eng an einander aufgeworfen, daß beide Räder den Boden verloren. Habe ich's nicht gesagt, Fräulein Livia?"

„Livia! Du bist auch da? Ach wie gut, daß ihr mir entgegengekommen seid. Was fangen wir denn jetzt nur an?"

„Vor allem wollen wir den gestürzten Wagen wieder flott machen und ihn zurückwenden. Die zwei Bursche können sich so über und über kothig nicht auf den Bock setzen. Die gehen zu Fuß nach Hause; ich werde kutschiren."

„Das geht nicht," entgegnete die Prinzessin. „Wenn Sie kutschiren und Pada uns ankommen sieht, so erfährt er von dem Unfall und das regt ihn auf. Lieber will ich kutschiren, er denkt dann, ich thue es zum Vergnügen."

Da müßte sich nun aber die Prinzessin zu Napoleon setzen. Das geht auch nicht.

„Livia wird bei mir sitzen; Sie aber, mein Herr bei Madame Corysanden."

So geht es.

Mittlerweile hatten die Bursche den Wagen wieder auf die Räder gestellt. Sie wetterten nicht übel über Den, der die Gräben aufgeworfen. Der aber wälzte sich in diesem Augenblick vor Lachen.

Daheim rühmte sich Livia gegen alle Welt des Geschenkes welches sie von dem bösen Nachbar bekommen. Ueber Tisch war der Palatin der Gegenstand der Unterhaltung. Jedermann wußte irgend eine haarsträubende Dummheit von ihm zu erzählen; alle diese Einzelheiten zusammengenommen ließen den Troglodyten als ein wieder zu einem vollkommenen Affen degenerirtes Darwin'sches Urmeisterstück erscheinen.

.... „Und vor fünfunddreißig Jahren war dieser Mensch ein ebenso gemüthlicher, heiterer, gutherziger und witziger junger Mann, wie heute Bruder Napoleon," bemerkte schließlich der alte Rentmeister. „Ja er war sogar schön; die Mädchen waren völlig vernarrt in ihn."

...... Als sich desselben Tages Nachmittags Napoleon von Zarkany von der fürstlichen Familie verabschiedete, blieb ihm bei dem Händedruck, den er mit Livien wechselte, ein Epheublatt in der Hand zurück. Das immergrüne Blatt sollte besagen:

„Geh! ..... Ich will Dich erwarten ..."

Ende des ersten Bandes.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.